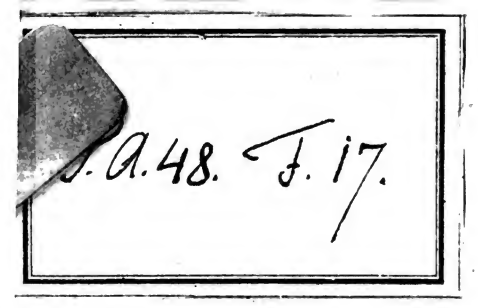
MEISTER FUCHS; ODER HUMORISTISCHER SPATZIERGANG VON PRAG ÜBER WIEN UND LINZ...

Adolph von Schaden




.A.48. F. 17.

Meister Fuchs;

oder

humoristischer Spatziergang

von Prag über Wien und Linz

nach Passau.

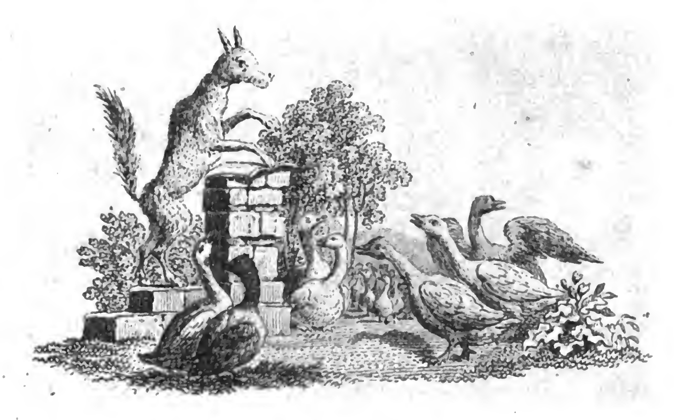
Allerneuestes Capriccio, als drittes Tableau

in die Gallerie

der Kater- und Bockssprünge.

Von

Adolph von Schaden.



Dessau,

im Verlag bei C. Schlieder.

Meister Fuchs,

oder

humoristischer Spaziergang

von

Prag über Wien und Linz

nach Passau.

Vorwort.

Der Zeitgeist liebt nun einmal das Barocke, darum vermögen beinahe ausschließlich nur barocke Formen jetzt noch einigermaßen anzusprechen; nun es gilt im Ganzen wohl gleichviel, wie die Schaale beschaffen, wenn der Kern nur taugt, darum huldiget man, der Form nach, ohne große Gewissensangst und gern, jenem angeregten Geiste.

Ließ der geniale Hoffmann zu Berlin neulich doch einen Meister Floh sich in wunderseltsamen Kapriolen versuchen, wer möchte da meinem Fuchse verargen, wenn er einen zwar etwas langen, aber nichts destoweniger launigen Spaziergang

unternahm, und denselben zu beschreiben wagte.

Meinem Meister Fuchs muß ich selbst vor dem Kater und Bocke den Vorzug geben, und ich hoffe mit Zuversicht, daß der vorurtheilsfreie Leser, welcher mein Bestreben: „die Thorheiten unseres Zeitalters ohne Rücksicht aufzudecken, das Gute desselben aber herauszuheben,“ zu würdigen weiß, mir, troz allen hämischen Rezensenten und feindseligen Finsterlingen, Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Der Verfasser.

Inhalt.

Meister Fuchs,

oder

humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau.

Anhang.

Das Ländchen ob der Enns, Linz und Passau.

Anderweitige Briefe, geschrieben aus Passau nach Norddeutschland im Sommer des Jahres 1822.

I.

Schutz- und Trutzbrief.

Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.

Fr. v. Schillers W. Tell.

* * *

Schon in meinem neulich erschienenen Bocksprunge von Dresden nach Prag machte ich auf Claus des Narren Worte aufmerksam, welche lauten:

„Wahrheit ist und bleibt ein schlimmes Kräutlein!"

Herr Claus urtheilte in der That wie ein Narr, denn: Wahrheit ist nicht ein schlimmes, nein es ist ein Kraut, welches den Kühnen, der nach ihm seine Hand ausstreckt, hundertmal selbst zerstört, bis es einmal eingewurzelte Uebel heilt.

Mir kommt in der Sache schon ein kompetentes Urtheil zu, denn es sprechen aus mir leider die bittersten Erfahrungen.

Ich stellte sowohl in meinem Kater= als im Bocksprunge Ansichten auf, die meine innerste Ueberzeugung waren; möglich, daß ich hier und dort menschlich irrte, doch einer Sache bin ich so gewiß als meines Lebens:

In die Klasse der Pasquillanten verdiente ich nie gestellt zu werden!

Ein Pasquillant ist ein Schurke, der lediglich mit bösem Vorsatze und aus Rachsucht Lügen und Verläumdungen verbreitet, und der, um keinem Ehrenmanne je Rede stehen zu dürfen, größtentheils unter der Aegide heilloser Anonymität sein Wesen treibt.

Der große J. G. Herder stellt in seinen leider zu früh in Vergessenheit gerathenen Briefen zur Beförderung der Humanität (Riga 1796 bei J. F. Hartknoch) folgende Behauptung auf:

„Die ächte Muse hasset auch im Tadel alles zu Bittere, geschweige die Verläumdung. Warum fallen persönliche Satyren sobald in Vergessenheit oder Verachtung? — ihrer Ungerechtigkeit und Uebertreibung, kurz des unedlen Gemüths wegen, das der Begeisterung einer Muse nicht werth war. Swift, vielleicht der strengste Verstandesmann, den England unter seine Schriftsteller zählt, der unbestochenste Richter in Sachen des Geschmacks und der Schreibart, gab sich, von bösen Zeitverbindungen gelockt, in's Feld der Satyre; — wer aber ist, der von Anfang bis zu Ende seines Lebens ihn deswegen nicht bitter beklaget? So treffend seine Streiche, so vernünftig seine Raserei in Einkleidungen und Gleichnissen sein mag, wie anders sind seine Sätze und Sprüche, wo er reine Vernunft redet u. s. w."

Ich kannte und achtete Herders angeregte Briefe lange, bevor ich je daran dachte, Kater= oder Bocksprünge zu schreiben, aber gerade bei den letztern Unternehmungen waren seine Sätze die Norm, welche meine Feder leitete.

Ich griff im Katersprunge die usurpirte leidenschaftliche Kritik an, deren sich gewisse Gelehrte in einem gewissen Zeitblatte, nach meiner Ansicht, schuldig gemacht hatten; allein geschah es mit Bitterkeit, machte ich mich erweislicher Verläumdungen schuldig? — Keineswegs! ich ließ den auf sich selbst fest stehenden Verdiensten jener Gelehrten die vollste Gerechtigkeit widerfahren, und meine motivirten Urtheile und Ansichten legte ich dem Publikum zur strengen Prüfung vor.

Nie war es meine Absicht, persönliche Satyren zu schreiben; mein Hauptzweck blieb und bleibt: muthig und kühn nackte Wahrheit in einer gefälligen Form darzustellen und wo Persönlichkeiten durchaus nicht zu umgehen waren, trugen sie nie das Gepräge der Gehässigkeit, sondern jenes des Humors an sich, und immer gründen sich meine Behauptungen auf erweisliche Thatsachen.

Wohl konnte ich gewiß sein, Widerstand zu finden, allein ich erwartete ihn auf einem andern Wege, als er sich mir darstellte.

Viele unbestochene Richter in Sachen des

Geschmacks und der Schreibart würdigten meine Leistungen mit Bescheidenheit; sie lobten die bessern Seiten derselben und machten auf die schwächern ohne Bitterkeit aufmerksam, und solch' ein Verfahren ist im Reiche der Musen würdig und ehrenwerth. Meine eigene Ehre erfordert indeß, auf das Verfahren einer andern Partei aufmerksam zu machen.

Ich gestehe, daß mein Privatleben ein Conflict höchst seltsamer Schicksale und ganz eigenthümlicher Verhältnisse bildete, welches erst jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, sich endlich günstig zu entwirren anhebt; allein so wahr ich an einen Gott glaube, es ruht das Selbstbewußtsein in meiner Brust, mich nie einer schlechten Handlung schuldig gemacht zu haben; alle Jene, welche Ansprüche und Erwartungen in meine Person setzen, werden sich nie getäuscht finden, und möge mir nur der Himmel die Gnade verleihen, daß auch ich im Verfolge der gerechtesten und bedeutendsten Ansprüche nicht unglücklicher als diese sein werde. Doch genug! — gewisse rachsüchtige Widersacher bildeten aus meinem Privatleben

einen Roman, zusammengesetzt aus den nichtswürdigsten Verläumdungen und verbreiteten dieses schändliche Gewebe nun durch ganz Deutschland; nicht nur Privatpersonen, sondern selbst obrigkeitliche Behörden erhielten Briefe, durch welche sie vor mir als einer hochgefährlichen Person förmlich gewarnt wurden; aus Prag und Leipzig sendeten mir Biedermänner solche Schandbriefe ein, sie befinden sich im Original und zwar einer mit der Unterschrift eines bekannten Mannes versehen, noch in meinen Händen, und ein anderes Schreiben, welches einem Schurken bestimmt, zufällig in die Hände eines wackern Mannes gerieth, enthält folgende Stelle:

„Alle Anstalten sind getroffen, der Sch. mag sich hinwenden, wohin er will, er ist verloren; der Tollkühne muß sich in seinen eignen Stricken fangen, alle unsere zahlreichen Verbindungen haben uns ihren Beistand gelobt, und er wird in solche gefährliche Händel und Verwirrungen verwickelt werden, daß er nothwendigerweise unterliegen muß, und Wien wird wahrscheinlich der Ort werden, welcher

wenigstens seine — literarische Existenz für immer beendigen wird."

Von woher der Impuls aller dieser beinahe beispiellosen Verfolgungen kam, dieses zu ergründen, ist mir bis diesen Augenblick noch nicht gelungen, allein ich habe alle Hoffnung, die bestimmtesten Aufschlüsse zu erhalten und werde seiner Zeit die Resultate meines emsigen Forschens zum Schutze meiner Ehre öffentlich bekannt machen.

Welch' seltsame Wege man verfolgt, falsche Nachrichten über meine Person zu verbreiten, kann auch unter andern die Thatsache beweisen, daß in öffentlichen Blättern, und zwar offiziell, mein Eintritt als Hauptmann in die Dienste der Häteristen verkündet wurde; die Neckar- und die Münchner politische Zeitung (vid. die sub dat. 22. Feb. 1822 erschienene Nro. 47) gingen sogar so weit, Briefe aufzunehmen, welche ich aus Kalamate eingesendet haben sollte, indeß es mir nie in den Sinn gekommen war, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen.

Auch das Brockhaus'sche Convers. Blatt

enthielt neulich einen über alle Maßen pöbelhaften, gegen meine Person gerichteten Aufsatz. Es versicherte bei dieser Gelegenheit wieder ein Anonymus: „er wisse sich noch recht gut der Zeit zu erinnern, in welcher der Herr v. Schaden ganz bescheiden sich vom Abschreiben ernährt habe u. s. w." Das Schicksal beugte mich, dem Himmel sei es gedankt! nie so tief, daß ich hätte meine Subsistenz auf einen so traurigen und geistlosen Erwerbszweig gründen müssen; wäre es der Fall gewesen, so würde ich es hier, zu meiner größten Ehre, eingestehen, denn nach meinen Grundsätzen kann keine Art, sich auf ehrliche Weise zu nähren, je schänden. Der unsterbliche Philosoph J. J. Rousseau mußte bekanntlich mehrere Jahre sein Leben durch den Ertrag des Notenabschreibens fristen, und dennoch entwickelte er in der Folge oft durch zwanzig Zeilen seiner Schriften mehr Scharfsinn und Witz, als manche elende Zeitschrift im Laufe eines ganzen Jahres darstellt.

Wird aber nicht jeder rechtliche Mann — pfui! und abermals pfui! rufen, wenn

er hier von den allerhämischsten Nichtswürdigkeiten unterrichtet wird, die jetzt leider im Gebiete der schönen Künste immer weniger unter die Seltenheiten gehören?

Energie und Bewußtsein heißen die Lotsen, welche mich durch alle von Neid, Rache und Mißgunst bereiteten Stürme bis jetzt glücklich und wohlbehalten leiteten, denn so tief ist kein deutscher Staat gesunken, daß er ehrliche Leute auf den Grund anonymer Verläumdungen und unerweislicher schändlicher Beschuldigungen verfolgen möchte.

Jener elenden Clique zum Trutze trete ich mit einem neuen Produkte zum Vorschein, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß es von dem unparteiischen Theile des Publikums, der, Gott Lob! bei weitem der bedeutendste ist, gütiger und nachsichtsvoller denn je werde aufgenommen werden.

Der Verfasser.

II.

Briefe nach Norddeutschland, geschrieben aus Wien, im Lenze des Jahres 1822.

1.

Du hast mich ersucht, mein theuerster K., den mit dem Schlusse des Docksprunges verloren gegangenen Faden, im Verfolge meiner Reise, wieder aufzunehmen, und da sich die Wünsche meines vorurtheilfreien, braven Verlegers mit den Deinen vereinigen, so hänge ich an den Schweif des entlaufenen, heillosen Bockes schon ganz gerne ein neu geboren und feineres Thierlein, welches mir ebenfalls hoffentlich Niemand ein Langohr schelten soll.

Bevor ich mir erlaube, Dir meine eigenthümliche Beobachtungen über die berühmte Kaiserstadt mitzutheilen, magst du mir indessen noch einige Rückblicke nach Böheims

Hauptstadt zugestehen, denn ich liebe die Rückblicke überhaupt ungemein, weil der Schauer in die Vergangenheit meist unbefangenere und klarere Resultate erringt, als die Würdigung der Gegenwart zu leisten vermag.

Wenige Tage vor meiner Abreise von Prag wohnte ich noch der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich bei, und ich muß gestehen, es blieb dieses in der That ein höchst imponirendes Fest. Das herrlichste Wetter begünstigte den Tag; die zahlreichen Truppenabtheilungen der Garnison versammelten sich auf ihren Waffenplätzen in höchster Galla, endlich zogen die Reihen unter dem Klange kriegerischer Musik feierlich dem stolzen Hradschin zu, und das geübteste Auge konnte heute keinem Regimente vor dem andern einen Vorzug einräumen, die Haltung und Adjustirung Aller verdienten gleiches Lob und Bewunderung.

Jetzt waren die Züge auf dem Gipfel der Höhe angekommen; einige Bataillone stellten sich vor der kaiserlichen Burg, andere aber in den Höfen derselben auf; die höchsten Militär-

und Civilbehörden traten nebst ihren zahlreichen Suiten in die alterthümliche Metropolitankirche; Volksmengen strömten nach, und Graf Chlumczansky, Böheims frommer und würdiger Erzbischof, betrat im prunkenden Oberpriestergewande des Altars Stufen.

Das hohe Amt begann, nun ertönte das feierliche: Te deum laudamus; Pauken wirbelten, Trommeten schmetterten, jene Bataillone gaben Salven, die auf einer andern Seite der Anhöhe aufgestellte Zwölfpfünder=Batterie sendete ihre Donner hinab in's weite Thal; und der laute Jubel der Volksmenge erfüllte die Lüfte.

Franz I. ist in der That von seinen Unterthanen im Allgemeinen innig und aufrichtig, wie ein guter Vater von dankbaren Kindern geliebt *). Die Feier solcher Feste zwar, wie die so eben beschriebene, beweist nichts, denn Aehnliches

*) Dort, wo auffallende Uebelstände sich zeigen, geben die Unterthanen nie ihrem guten, geliebten Franz, sondern ganz andern Leuten die Schuld, wie anderwärts der Fall auch häufig genug anzutreffen ist.

vermögen auch feile Satrapen ihren verachtungswerthen Tyrannen zu veranstalten, allein Thränen der Rührung auf die Wangen zufriedener Unterthanen zu zaubern, aufrichtige Gebete für des Herrschers Wohl aus ihrer Brust zu rufen — dieses wird der wohldienende Fürstenknecht stets vergebens versuchen, und gerade solche Thränen flossen an dem Tage, welcher Franzen einst das Leben gab, in Fülle, und einige Bitten um sein Leben und Wohl, stiegen aus tausend edlen Herzen hinan zu des Allerhöchsten Strahlenthron.

Mittags war große Tafel beim Erzbischof, und mit einem glänzenden Balle beschloß der in Böhmen kommandirende General, Graf Kollowrath, die Feier des Tages, welcher überdieß in allen häuslichen Zirkeln festlich vollbracht worden war.

Ich nannte oben den Grafen Chlumczansky einen würdigen, frommen Bischof; allein er ist noch mehr: die drückendste Armuth ehrt in ihm ihren Vater, der Unterdrückte einen helfenden Tröster — und solche

Vorzüge gelten mir höher als Krummstab und Bischofsmütze.

Uebrigens wohnt dem Grafen, im ganzen Sinne des Wortes, jene kindliche Einfalt bei, welche die ersten Diener der Kirche karakterisirte; allem Eitlen und Weltlichen bleibt sein frommer Sinn entfremdet, und in den Zirkeln der nichtsbedeutenden Konvenienz, und auf der Bühne der schalen Komplimentenwelt strebt er gerade nicht eine glänzende Rolle zu spielen. Die Behauptung zu unterstützen, werde ich Dir aus des Erzbischofs Leben ein paar Züge mittheilen, welche Du, skoptisches Weltkind! vielleicht belächeln wirst, die dagegen aber mein frommes Gemüth mit wahrer Rührung erfüllten.

Als vor einigen Jahren der Kaiser mit seiner nunmehrigen erlauchten Gemahlin Prag mit einem Besuche beehrte, fragte er den Erzbischof, welcher ihm vorgestellt worden war, lächelnd:

„Nun, mein guter Chlumczansky! was giebt es Neues in Böhmens Hauptstadt?"

Der Priester erwiderte hierauf ganz ernst:

Eure kaiserl. Majestät werden allergnädigst verzeihen, es giebt bei uns gar nichts anderes Neues, als daß im vorigen Jahre Ormitschka Liebich *) gestorben ist.

Der reiche Graf Clam-Gallas unterhält in seinem Pallaste ein Privattheater, auf welchem jährlich von dem Prager Adel zur Zeit der Fasten, zum Besten der Armuth, sehr gelingende Darstellungen gegeben werden. Einst wurde Schillers Maria Stuart von der edlen und kunstsinnigen Gesellschaft aufgeführt; der Erzbischof hatte einen Ehrensitz im Parterre inne, als aber nun die Gräfin Clam-Gallas, als Elisabeth von England auftrat, hielt es der gute Graf Chlumczansky für schicklich, die Frau vom Hause zu bewillkommen; er erhob sich demnach von seinem Sitze, und unterbrach, zu nicht geringem Erstaunen der ganzen Versammlung, die Vorstellung mit folgenden,

*) Ormitschka bedeutet so viel als ein guter armer Teufel; Liebich war der Name eines sehr geachteten Schauspieldirektors zu Prag.

sehr laut und pathetisch an die Königin Elisabeth gerichteten Worten:

„Ich gebe mir die Ehre, Ihro Hochgräfl. Gnaden einen guten Abend zu wünschen und mich Dero Gnade gehorsamst zu empfehlen."

Auch einer Prager Redoute hatte ich noch Gelegenheit beizuwohnen.

Das Lokale ist schön und geräumig; zwei Orchester spielen abwechselnd in zwei verschiedenen glänzenden Sälen; was aber die Versammlung selbst betraf, so entsprach sie keinesweges den Erwartungen, welche man in dieser Hinsicht allerdings in einer Stadt hegen dürfte, die nach Wien und Berlin sich als die bedeutendste darstellte, wenn man sie mit unter Deutschlands Städte zählen möchte. Die Gäste fanden sich bei diesem Balle sparsam genug ein, und die Karaktermasken selbst konnten im eigentlichsten Sinne des Wortes confluxus canalliorum gelten, denn die Geschmacklosigkeit und Malpropreté der Kostüme, so wie die dummen und rohen Antworten der Masken selbst, ließen ohne Anstand die vermummte Volkshefe entdecken.

Ich fragte eine Jeanne d'Arc: „Welcher Oriflamme, meine Jungfrau! folgst du diesen Abend?" — Doch die Jungfrau erwiderte, zur großen Belustigung der Umstehenden, höchst aufgebracht: „Schweige, Ungesitteter!" Ich hätte in der That gern wissen mögen, was für ein Ding jene Jungfrau unter der Oriflamme sich vorgestellt haben mochte. —

Bald nach dem Beginnen der Redoute bemerkte ich auf den Seitentischen beinahe eben so viele große steinerne Bierplutzer, als Gäste im Saale gegenwärtig waren, und um diesen seltsamen Ball paré recht brillant zu machen, erschien endlich noch ein Rudel aus Thaliens jüngsten und reizendsten Priesterinnen bestehend; die Damen hatten ungemein stark Roth aufgelegt und der ohnehin dürftigen Theatergarderobe zum Theil ihr Kostüm für diesen Abend abgeborgt.

Man sagte mir, daß alle übrige Prager-Redouten so ziemlich der so eben beschriebenen gleichen sollen, nur eine —, die letzte oder vor-

letzte — zeichnet sich vor ihren ältern Schwestern ungemein vortheilhaft aus, indem selbst der hohe Adel die letztern mit einem kurzen Besuch beehrt, bei welcher Gelegenheit ein ungemein glänzender Prunk sichtbar wird.

Ein Tanzmeister Brunetti veranstaltet während des Karnevals zu Prag Bälle, welche sehr anständig sein sollen, nichts destoweniger fand ich auch einen dieser Bälle nur sehr sparsam besucht.

2.

Auf der kleinen Reise von Prag nach Wien, welche ich gefließentlich in sehr kleinen Stationen zurücklegte, indem ich auch mehreremale die Landstraße ganz verließ, und größere oder kleinere Abstecher ins Land selbst machte, gelangte ich zu der festen Ueberzeugung, wie man doch gar sehr irren kann, wenn man ein ganzes Reich oder Volk nach den Bewohnern der Hauptstadt beurtheilt, welche eo ipso die höhere Stufe der Kultur erreicht haben. Nach einem längern Aufenthalte in Prag war ich in der That überzeugt, daß viele

neuere Schriftsteller die Bewohner der böhmischen Hauptstadt zu hart und ungerecht beurtheilt hatten, nachdem mir aber das Innere des platten Landes genauer bekannt geworden ist, muß ich nach sorgfältiger Prüfung, und weit von jeder Parteilichkeit entfernt, leider eingestehen, daß Alles, was über die Tücke, den Aberglauben, die Rohheit und die Schweinerei des gemeinen Böhmen so oft geschrieben worden ist, nur allzu gegründet ist; ja, was die Malpropreté betrifft, so können die Böhmen dreist mit jedem andern Volksstamme der Slaven in die Schranken treten.

Jedermann weiß, wie frequent die Passage von Prag nach Wien auf der sogenannten großen Kaiserstraße ist, allein man trifft auf keiner Route in Deutschland im Durchschnitte elendere Gasthöfe, als hier. Der Fremde wird grob behandelt und auf die unverschämteste Weise geprellt, indessen er für die theuersten Preise selten einen genießbaren Bissen erhält.

In Freynersdorf mußte ich in einem Gasthofe übernachten, wie man in ganz Po=

len vergebens einen erbärmlichern suchen würde; die schmutzige Wirthin wies mir ein Bett an, welches mit dem Erdboden gleiche Farbe theilte; ich bat um frischen Ueberzug und bot dafür reichlichen Lohn, allein das Weib erwiderte: „Ich habe nur das eine Bett und für dasselbe nur den einen Ueberzug, welcher jedes Jahr einmal zu Ostern gewaschen wird, und da kann der Herr denn wieder bei uns einkehren, wenn's ihm jetzt nicht gefällt." Bei diesem Bescheid blieb es und ich zog vor, die kalte Nacht im Wagen zuzubringen.

Im Allgemeinen bewohnt der Böhme ein fettes, sehr ergiebiges Land, und ihm selbst sind in der Regel nicht gewöhnliche Geistesanlagen angeboren; allein man ist in diesem Lande in der Kunst, das Feld zu bauen, wie in jedem Zweige der Landwirthschaft noch ungemein weit zurück, und schwer genug möchte es halten, diese eigensinnigen Leute zum Bessern zu leiten.

Allerwärts erblickt man erbärmliche Zerrbilder von Holz oder Stein, vor denen sich

ekle, zerlumpte Kreaturen im Staube winden, und es blieb für mich ein trauriger Anblick, die Religion durch den bizarrsten Aberglauben so herabgewürdigt zu sehen. Die Bettelei ist hier zu Hause, und wohl darf man auf seiner Hut sein, nicht bestohlen zu werden. Selbst die wohlhabenden Einwohner, wie z. B. Wirthe u. dgl. tragen mit ihren schmutzigen Kleidern einen gewissen unangenehmen Geruch umher, der uns, wenn wir auch nicht an schwachen Nerven leiden, in der That Ohnmachten verursachen könnte. In Deutschbrod sprach ich mit einem jungen, sehr unterrichteten Priester, der aber so unleidlich stank, daß ich, das mir sehr interessante Gespräch plötzlich abbrechend, mich von ihm wenden mußte.

Zwischen Planian und Kollin fragte ich einen Herrn Pfarrer, der bei einem wohlgenährten Pächter in der Kalesche saß, um Auskunft über die Lage des berühmten Schlachtfeldes aus dem siebenjährigen Kriege, allein beide Herren versicherten und zwar sehr ernst: „Es sei hier, dem Himmel Dank! bei Men=

schen Gedenken keine Schlacht geschlagen worden.“ Ich ließ die Esel sitzen, und leicht gelang es mir nachher, mich durch Hülfe der Specialkarte und des fleißig gestochenen Schlachtplanes zu orientiren; ich beritt die merkwürdigen Höhen und das ganze Schlachtfeld, und trank endlich in demselben Gasthofe ein Glas Wein, in welchem der große Friedrich die Nacht vor der Schlacht zugebracht hatte; viele seltsame Betrachtungen drängten sich mir bei Prüfung dieses in der Kriegsgeschichte so merkwürdigen Terrains auf, doch sind sie nicht zur Mittheilung für den größern Theil meiner Leser, und wer von der Kolliner Schlacht eine Relation nachlesen wollte, den würde man auf Archenholz's vortreffliche Geschichte des siebenjährigen Krieges verweisen.

In Wien werden die Böhmen die besten Köche, die geschicktesten Kutscher und die ausgezeichnetsten Musiker der Welt genannt; allein von der böhmischen Kochkunst wurden mir wenige empfehlungswerthe Proben zu Theil, und ihre Geschicklichkeit im Wagenlenken vermag ich eben auch nicht zu prei-

sen; auf der Landstraße fahren sie häufig an einander an, und ein böhmischer Kutscher, der mich fuhr, bog so ungeschickt mitten in die Krone eines Baumes aus, daß ich durch einen starken Ast beinahe das rechte Auge verloren hätte.

Iglau ist die einzige Stadt von einiger Bedeutung, welche man auf der Route von Prag nach Wien passirt. Das Städtchen liegt auf einer Anhöhe keineswegs unangenehm. Iglau behauptet in Böheim jenen Ruf der Lächerlichkeit, der anderwärts dem berüchtigten Schilda und dem schlesischen Polkwitz beiwohnt. Die Prager wissen von den Iglauern allerlei Schnurren zu erzählen, von denen die eine, welche ich Dir in der Geschwindigkeit mittheilen will, mich in der That lachen machte.

Ferdinand II., hochseligen Andenkens, berührte einst auf einer Reise von Wien nach Prag die in Rede stehende Stadt und wurde an den Thoren von dem Magistrate feierlich empfangen. Der regierende Bürgermeister

hatte eine ellenlange Anrede einstudirt, allein der Anblick kaiserlicher Majestät brachte den guten Mann also außer Fassung, daß er auch nicht eine Silbe vorzubringen im Stande war.

Lächelnd sprach endlich der zweite Ferdinand: „Gott grüß' Euch, ihr Herren von Iglau!"

Allein auch diesem freundlichen Gruße blieben senatus populusque iglavensis Antwort schuldig, worauf sich die Majestät wieder vernehmen ließ:

„Ich kehre nach sechs Wochen in meine Residenz zurück, und nach dieser Zeit erst sollt ihr, hochedle Herren! meinem Gruße eine passende Antwort entgegenstellen, allein — ihr habt Zeit genug, Euch zu fassen — Eure Antwort muß auf meinen Gruß sich reimen."

Nun war große Noth in der guten Stadt, der regierende Bürgermeister und sämmtliche Magistratspersonen zerbrachen sich vergebens die Köpfe, es wollte auf das Wörtlein: Iglau" durchaus kein Reim sich finden; endlich hörte des Bürgermeisters alte Köchin von der gro=

ßen Verlegenheit der Herren und sie sagte dem Gebieter lachend: Eure Wohlweisheit dürfen dem Herrn Kaiser auf sein: „Gott grüß Euch, ihr Herren von Iglau!" ja nur erwidern: „Wir danken gar schön im Namen unsrer lieben Frau!" und die Sache ist abgemacht."

Die Wohlweisheit fanden der alten Köchin Einfall gut und prägten sich die Replik mit großer Anstrengung glücklich ins Gedächtniß.

Endlich erschien Ferdinand, zum zweitenmal sprechend: „Gott grüß Euch, ihr Herren von Iglau!" und ganz muthig antwortete die Wohlweisheit: „O wir haben den Reim längstens und danken gar schön im Namen der Mutter Gottes!"

Eine wandernde Komödianten-Truppe treibt gegenwärtig in der guten Stadt Iglau ihr Wesen; ich sah von ihr die deutschen Ritter vor Nicäa (Kotzebues Kreuzfahrer) darstellen, vermochte aber mit dem besten Willen nur einen halben Akt auszuhalten, denn noch mehr der Muse

Dienst zu profaniren, als hier geschah, bleibt rein unmöglich.

Zwar hebt bereits in der Gegend Iglaus die Grenze von Mähren an, allein erst unfern dem Städtchen Znaim glaubte ich in Sitten, Kleidung u. dgl. eine bedeutende Verschiedenheit wahrzunehmen, doch von hier an zeigt nicht nur die Natur eine heiterere Gestalt, sondern selbst die Menschen schienen mir ungemein anmuthiger, verständiger, reinlicher und vorzüglich auch artiger, denn in Böheims plattem Lande; die gesegneten Kinder des Wohlstandes und der Industerie werden in Mähren allerwärts sichtbar, und in den Dörfern erblickt man statt der höchst häßlichen und schmutzigen böhmischen Land-Weiber, wohlgebaute reizende Mädchen in einer höchst bildlichen Tracht, und auch die Männer tragen Kleider von feinerm Tuche und ansprechenderm Schnitte.

Znaim ist ein recht freundliches Städtchen, und auch hier hat Thalia ein Tempelchen aufgeschlagen, welches wenigstens vor

dem Iglauer einen bedeutenden Vorrang behauptet.

Ein Offizier von der kleinen Garnison hatte die Güte, mir, auf den vor dem Städtchen gelegenen Weinhügeln, genau die Positionen anzuzeigen, welche die kämpfenden Parteien in den bekannten Gefechten des Jahres 1809 in dem Augenblicke inne gehabt hatten, als der inzwischen geschlossene Waffenstillstand plötzlich alle Feindseligkeiten unterbrach. Der patriotische östreichische Krieger bedauerte noch diesen Umstand höchlich, denn nach seiner Versicherung brachte jener Zufall die östreichischen Waffen um einen glänzenden Sieg, indeß mich, den unbefangenen militärischen Beobachter, der Augenschein gerade vom Gegentheil überzeugte; die ungestüme Tapferkeit der wackern Baiern hatte die Höhen erstiegen und den Feind aus einer vortheilhaften Position nach der andern bis unter die Mauern von Znaim geworfen, in welches Städtchen bereits baiersche Haubitzgranaten flogen, als ein Federstrich den Donner der Geschütze verstummen machte.

Vom Aberglauben sind Mährens Bewohner freilich auch nicht frei, doch offenbart er sich nicht so groß als in Böhmen. Der heilige Johann v. Nepomuk steht nicht in großen Ehren, denn St. Florian allein behauptet in Mähren als Landespatron große Rechte; man erblickt ihn in ritterlicher Rüstung, in der Rechten eine bunte Fahne haltend, auf den Wänden der meisten Häuser angekleckst, und immer ein lichterloh brennendes Häuslein darneben, weil St. Florian Hauptprotektor aller Löschanstalten ist; die Idee recht deutlich zu versinnlichen, ist dieser Heilige in Jetzelsdorf an ein Haus gemalt, gerade im Begriff, ein in Flammen stehendes Haus durch s. v. Pissen zu löschen, ein Skandalum, worüber gerade der für ächte Religiosität Empfängliche sich nothwendigerweise ärgern muß.

Wie man mich versicherte, verwendet sich St. Florian, um Flammen jeder Art zu löschen, auf eifriges Anrufen heirathslustiger Mädchen im Himmel bei'm Gott Vater in

der Art für dieselben, daß sie baldmöglichst schöne, junge und reiche Männer erhalten.

„Ei, sagte ich dem Posthalter, der mich mit dieser eigenthümlichen Tugend des Heiligen bekannt machte, mich wundert nur gar sehr, daß St. Florian nicht in der ganzen Welt vom schönen Geschlechte hoch verehrt wird.“

Lieber Herr! erwiderte mir der Schalk schmunzelnd, dem heiligen Florian machen unsere mährischen Mädeln schon genug zu schaffen, daher kann er sich unmöglich noch mit andern befassen.

Von — — — aus nach Wien legte ich den Weg mit einem jungen Kavalier von einer sehr alten und geachteten Familie zurück, der als Assessor bei der Regierung angestellt ist. Dieser junge Mann verrieth viel Geist und nicht gewöhnliche Kenntnisse, nur wohnte ihm gar zu wenig Weltklugheit bei. Schon während der ersten Station hatte er mich, ohne Aufforderung, mit allen Geheimnissen des Dienstes, seines Herzens und seiner Familie bekannt gemacht.

Nur erst vor kurzer Zeit waren unter den mährischen Landleuten Unruhen ausgebrochen, von welchen öffentliche Blätter, als von einer ganz unbedeutenden und geringfügigen Sache sprachen; allein ich fand an Ort und Stelle Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß jene Vorfälle gerade ganz und gar nicht so geringfügig gewesen sein können.

Die eigentliche Leibeigenschaft wurde in Mähren sowohl als in Böhmen bereits im Jahre 1781 aufgehoben, allein die mährischen Bauern blieben nichts destoweniger größtentheils noch verpflichtet, Frohndienste *) zu leisten, zu welchen sie von den adeligen Gutsbesitzern nicht selten mit Härte angehalten wurden.

Allein gleich wie in der allerneuesten Zeit — die Abweichung des sonst gewöhnlichen Kli-

*) Die Frohndienste sind in Mähren für den Landmann in der That höchst beschwerlich; auf mehrern Herrschaften ist der Unterthan verpflichtet, fünf Tage in der Woche für den Gutsherrn zu arbeiten, und nur bei der ungünstigsten Witterung bleibt dem Unglücklichen verstattet, die eigenen Hufen zu bestellen.

mas und anderweitige große Naturerscheinungen deuten darauf hin — unser Planet seiner alten Bahn entrückt zu sein scheint, so karakterisiren auch seitdem ein ganz eigenthümlicher Geist und ein unverkennbares nicht zu unterdrückendes Streben nach dem höchsten Gute, der Freiheit nämlich, das ganze menschliche Geschlecht. Die mährischen Landleute fühlten plötzlich ihr lange getragenes aber nicht desto weniger schweres Joch, sie verweigerten einmüthig die Leistung des Frohndienstes, das heißt, nicht einzelne Bauern, sondern 42 Dorfschaften widersetzten sich, voll Energie, ihren — Gebietern, und die Civilgewalt fühlte sich im ersten Augenblicke viel zu schwach, die Widerspenstigen zu ihrer sogenannten Pflicht zurück zu führen.

Doch dergleichen und analoge Aufwallungen schnell zu dämpfen, versteht man nirgends besser als in Oestreich. Man höre, wie? — ich lasse de verbo ad verbum meinen zuverlässigen Gewährsmann sprechen:

„Jo Sie könnens glauben, die Hallonken, die Spitzbuben, die Bauernkanaillen machten

uns halt gar viel z' schaffen, aber i hobs glei kesogt, s' werd' nit lang dauern, denn wir hoben halt glei an d' höchste Stell n' Kourier gsickt und drauf sind a por Batail- lons Soldaten aus Wien rauser kömmen, sind halt lauter ungerische Lait ge- west, und die haben d' Hallonken zusammen prügelt, daß a wohre Freud' gewesen ist an- z'schauen; man hat halt d' Bauernspitzbuben mit Gewalt zum Frohndienst gführt und bei fünf Bauern sind halt immer sechs Soldaten g'standen, und wenn d' Bestien nit garbeitet haben, wie's liebe Vieh, so hat halt glei der Haslinger (der Stock) a a Wort drein gredt, und d' Hauptradelsführer hat man auf 'n Bund Stroh glegt, und hat sie g'haut, bis die Zungen rausgrekt hoben, als wie s' Vieh, jo Sie können s' glauben, i hob halt selber g'sehen, daß a so aufrührerische alte Bestie, die schon über 70 Jahr alt gwesen ist, unter m' Haslinger krepirt ist."

Nachdem mein Referent die Stube ver- lassen hatte, nahete sich mir ein wohlgekleide- ter und bescheidener Bürger, welcher der vor-

egangenen Unterredung als stummer Zeuge
eigewohnt hatte; Thränen schwammen in
es Biedermanns Augen, er drückte mir die
hand und sprach sehr bewegt:

„Leider ist alles, was Sie hörten, trockene
Bahrheit; jener Greis, der unmenschlichen
Stockschlägen erlag, war ein braver, geachteter
andmann, der in allem mehr denn zwanzig
kinder und Enkel hinterließ. Der Unglück-
che lebte einst mit den Seinigen in großem
Bohlstande, unser unsterblicher Kaiser Joseph
atte einst das Haus des wackern Ackerbauern
nit einem Besuche beehrt; allein später wurde
ieser arme Mann durch die Barbarei seines
erschwenderischen jungen Gutsherrn an den
Bettelstab gebracht. Wohl verging sich der
Greis, allein er war zur Verzweiflung ge-
eizt und ein ehrenvolleres Ende war sei-
er werth. — O unvergeßlicher großer, guter
Joseph!" —

Thränen erstickten den letzten hochbedeuten-
en Aufruf des ehrlichen Bürgers, und auch
h war sehr bewegt, indem ich im Stillen

langsam und sinnig eine gewisse Stelle aus Schillers Tell sprach *).

Der Haslinger ist in Oestreich das dominirende Argument und wird es lange noch bleiben, denn kein Staat in der Welt hat weniger vor Volksaufständen zu zittern, als gerade dieser. Die Ungarn, die Oestreicher, die Böhmen und die vielen verschiedenartigen Völkerstämme, welche dem östreichischen Scepter gehorchen, hassen sich untereinander alle, wie die unversöhnlichsten Erbfeinde, und dieser Umstand ist der Talisman, welcher der uneingeschränktesten Souveränität das festeste Dasein sichert, denn dem Ungarn wird es stets eine Wollust bleiben, den deutschen Bruder zu züchtigen,

---

*) Es ist von der Stelle die Rede, welche lautet:
„Das Land ist schön und gütig wie der Himmel;
„Doch die's bebauen, sie genießen nicht
„Den Segen, den sie pflanzen. —
„Das Feld gehört dem Junker und dem Kaiser.
„Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder;
„Der Strom, die Saat, das Salz gehört dem König,
„Er ist der Eine, der sie schützt und nährt;
„Doch darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

wie dagegen der tückische Böhme und der welsche Unterthan sich keinesweges entblöden würden, auf die andern alle loszupauken. Wahrlich, die großen Summen, welche das zahlreiche Heer der Naderer (geheime Polizei) dem Staate kostet, könnte füglich erspart werden.

* * *

Anmuthige Rebenhügel und romantische Landschaften entzücken in dem Maaße häufiger das Auge des für Naturschönheiten empfänglichen Reisenden, je mehr er der eigentlichen östreichischen Grenze sich nähert, und immer lebhafter wird die Landstraße, wenn man nämlich rasch dem Hauptziele, der berühmten Kaiserstadt, zueilt.

Von Enzersdorf an gewähren der sogenannte kahle und der Leopoldsberg, so wie der gigante Stephansthurm Wiens einen schönen und imposanten Anblick; endlich erreicht man die große hölzerne Donaubrücke und die Taborlinie, wo sich zu jedem ankommenden Fremden ein Polizeisoldat sans façon in den

Wagen setzt, und ihn, wie einen Arrestanten, nach dem Hauptmauthgebäude bringt, wo das Gepäcke streng durchsucht wird. Der letztern Procedur wegen rathet man jedem Reisenden, sich also einzurichten, daß er nicht spät am Abend, sondern wo möglich Vormittags die Linien Wiens gewinne.

III.

Schreiben aus Passau nach Norddeutschland, im Sommer des Jahres 1822 abgesendet.

Es war am Tage, der aller Narren Fastnacht genannt wird, mein theuerster K., als ich in Wien eintraf, und ich gestehe Dir, daß mir dieser Zufall eine günstige Vorbedeutung galt, denn — was auch Narrenfeinde gegen die Behauptung einzuwenden haben dürften — meines Lebens Erfahrungen leiteten mich zu der Ueberzeugung:

daß eine zahlreiche Narrenheerde weniger die Ehre und Ruhe des sinnigen Kosmopoliten zu bedräuen vermag, als die Ränke einer einzigen klugen Bestie es im Stande sind.

Einige Monate verlebte ich in der Kaiserstadt, allein ich konnte während der ganzen Zeit nicht zu einer regelmäßigen Korrespondenz gelangen, denn ich mußte von früh Morgens bis in die späte Nacht — sehen, hören und schweigen; in der Geisterstunde allein brachte ich meine Beobachtungen in wenigen, nur mir allein verständlichen Hieroglyphen zu Papier, und ich fand in der Folge sattsame Ursache, meine Vorsicht zu segnen.

Ich entziffere nur für Dich, mein theuerster K., und für das liebe Publikum nebenbei, meine Wiener Trutenfüße in einem glücklichen freien Lande, wo man nicht nur sehen und hören, sondern, Gott Lob! auch sprechen und zwar recht ver-

nehmlich sprechen und schreiben darf, und der Trutenfüße ganz und gar entbehren kann.

Ich finde mich übrigens mit meinen Wiener Hieroglyphen gut zu Recht, und sie bieten mir so häufigen Stoff, daß sie sich wohl zu einem dickleibigen und wohlgenährten Kindlein umgestalten dürften.

Auf dem linken, ungemein romantischen, hohen Ufer der Donau, unter dem kühlenden Schatten eines duftenden Flieders im Angesichte der altergrauen Thürme der ehrwürdigen Veste Oberhaus schreibe ich diese und die folgenden Zeilen, und wen diese Umgebungen nicht begeistern, wessen Genius sie nicht zum Strahlenthron der Göttin Wahrheit zu erheben vermögen, wird der Begeisterung und der Göttin Sphäre ewig entfremdet bleiben.

Doch auch jetzt vermag ich mich nicht von der mir durch Gewohnheit so lieb gewordenen Form zu trennen, welche ich meinem Lieblinge, dem gallischen Feuerkopfe Langle, nun

schon so oft nachbildete, und deren — der Erfolg zeugt davon — auch meine Freunde und das große deutsche Publikum noch immer nicht müde geworden zu sein scheinen.

Du wirst, guter K.! in meinem Büchlein vielleicht Manches vermissen, was Du zu finden erwartet, dagegen aber wieder auf Dinge stoßen, die Du hier berührt anzutreffen nicht hoffen durftest. Es möge Dir belieben, des Räthsels Deutung hinzunehmen: Zwar sah der deutsche Buchhandel seit vielen Jahren kein eigentliches in sich selbst abgeschlossenes Werk über Wien mehr, allein über einzelne Theile der Kaiserstadt war zufällig gerade in der neuesten Zeit, in den vielgelesenen deutschen Journalen die Rede, und ich bescheide mich daher gern, über jene Gegenstände weitläufig zu schreiben, mit welchen gebildete Leser ohnehin ohnlängst näher bekannt gemacht worden sind. Wenn ich dagegen anderwärts Dinge berühre, welche sich mit der vermeintlichen Tendenz eines solchen Büchleins nicht zu vertragen scheinen, so mag man dieses meiner eigenthümlichen Methode zu Gute hal-

ten, die noch nie gewissenhaft des Kindes Namen im Auge behielt.

Der Kaiser und seine Familie.

Il vero onore è ch'uom da ben ti tenga Ciascuno, e che tu sia.

Ariosto.

* * *

Daß Franz der I. wie ein Vater von guten Kindern, also auch von seinen Unterthanen geliebt werde, wurde schon oben behauptet, und man setzt sich hier gern dem Vorwurfe der Wiederholung aus, weil eine schöne Wahrheit nicht oft genug dargestellt werden kann.

Einfach, fromm, gerecht und höchst gutmüthig offenbart sich Franz des I. Karakter allerwärts, und mancher Ausländer hegt von diesem Monarchen in der That Begriffe, die sich während eines kurzen Aufenthaltes in Wien sehr bald — berichtigen.

Dem Aeußern nach hat der Kaiser seit einigen Jahren sehr gealtert, doch sein Geist blieb jung, und er besitzt mannigfaltige sehr schätzbare Kenntnisse, und versteht fünf Sprachen zierlich zu sprechen und richtig zu schreiben.

Der Kaiser ist leicht zugänglich, denn er giebt jede Woche allgemeine große Audienzen, zu welchen jedes anständige, sowohl in- als ausländische Individuum ohne große Schwierigkeit Zutritt erlangen kann.

Der Lüge und der Schmeichelei blieb der Kaiser Franz stets ein abgesagter Feind, und mit ernster Würde weiß er beide häßliche Ausgebürten aus Pandorens Büchse von sich zu entfernen.

Einst präsentirte sich ihm ein junger Mann von Stande, und mit einem vortheilhaften Aeußern ausgestattet.

„Euer Majestät, ließ der Bittsteller sich vernehmen, ich bereitete mich schon seit Jahren zu einer diplomatischen Carriere vor, ich spreche und verstehe die meisten todten und lebenden Sprachen, und glaube überhaupt

längst zur Betretung der erwählten Laufbahn hinlänglich ausgebildet zu sein; dessenungeachtet kann ich nie ein Ziel erreichen, weil Parteilichkeit und persönlicher Haß meiner Vorgesetzten mir im Wege stehen."

Der Kaiser redete hierauf den jungen Mann zuerst in lateinischer, dann in italienischer und endlich in französischer Sprache an; allein der angebliche vollendete Diplomatiker vermochte nicht eine Sylbe zu erwidern.

„Möglich, nahm Franz nach einer langen Pause sehr sanft wieder das Wort, daß Sie plötzlich die Fassung verloren haben; sammeln Sie sich und tragen Sie mir nachher ihre Bitte bestimmter in einer der drei Sprachen vor, in welchen ich selbst Sie so eben angesprochen habe."

Nun wandte sich der Kaiser zu andern bei der Audienz gegenwärtigen Suplikanten, und nach Verlauf einer halben Stunde erst kehrte er zu unserm hoffnungsvollen Diplomaten zurück, der indessen stumm war und blieb.

Der Monarch heftete einen langen und ernsten Blick auf den Leichtsinnigen, dann

sagte er ihm mit Strenge: „Sie sind ein eben so schamloser Verläumder, als Prahler — meiden Sie sogleich mein Angesicht.“

Ein sehr geschickter Calligraph legte dem Kaiser einen, aus lauter kühnen Schriftzügen äußerst künstlich gebildeten Doppeladler *) vor, und jede Feder in den Fittigen des bedeutungsvollen Vogels war zugleich eine Sentenz, jedoch so fein und klein geschrieben, daß sie mit unbewaffneten Augen unmöglich zu lesen blieben.

Mit immer steigendem Wohlgefallen betrachtete Franz das Meisterstück, und endlich forderte er den Meister auf, ihm die in den Flügeln des Doppeladlers befindlichen Sprüche abzulesen; es waren feine und witzige Komplimente, deren Zweck es blieb, des Monarchen ausgezeichnete Regententugenden zu preisen.

Ernster und immer ernster gestalteten sich des Kaisers Gesichtszüge, bald aber unter-

*) Später fand auch das große Publikum Gelegenheit, das in Rede stehende Kunstwerk bewundern zu können.

brach er den Lesenden, indem er ihm mit folgenden Worten ein Geschenk reichte:

„Nehmen Sie; Sie sind ein großer Künstler, wären Sie kein Schmeichler, ich würde Sie kaiserlich belohnt haben."

Eine seltene Gedächtnißschärfe wird von Franz I. auch gerühmt; was er einmal gelesen, soll er nie vergessen, und oft nach einer langen Reihe von Jahren, früher gesehene Personen wieder erkennen. Kutschera, sein Generaladjutant, ein geborner neu geadelter Böhme, soll des Kaisers Zutrauen in einem hohen Grade besitzen, und sich desselben bei jeder Gelegenheit auch würdig zeigen.

Die Kaiserin wird als eine ungemein verständige, gottesfürchtige und wohlthätige Dame von der Hauptstadt und dem ganzen Lande kindlich geliebt und hoch verehrt. Der Monarch pflegt häufig zu sprechen: „Ich besaß mehrere hochschätzbare Gattinnen, doch Charlotte ist mir ein liebendes, ein zärtliches Weib und eine anmuthige, sorgsame Hauswirthin."

Diese Aeußerung kennt in Wien Alt und Jung, und man hört sie mit inniger Rührung unzähligemal wiederholen.

Die kaiserlichen Prinzen gleichen alle, mehr oder weniger dem erhabenen Haupte der höchsten Familie. Held Carl ruht auf seinen Lorbeeren, gänzlich zurückgezogen von öffentlichen Geschäften, ein glücklicher Gatte und Vater, und oft vielleicht mag er nun sich lächelnd eines großen gallischen Dichters Worte wiederholen: „une eternité de gloire vaut elle un jour de bonheur?“

Den kleinen Napoleon, hier Herzog von Reichstadt genannt, fand ich zweimal Gelegenheit aus einer sehr geringen Ferne betrachten zu können. Er ist ein höchst lebhafter, schöner Knabe; die Anmuth der Gesichtszüge hat er von der erlauchten liebenswürdigen Mutter, den Ernst der schönen Stirn und der Augen muthiges Feuer vom unsterblichen Vater ererbt. Der Prinz erscheint nicht sehr häufig im Publikum; was man hinsichtlich seiner künftigen Bestimmung erzählt, sind Mährchen, man hat sich darüber

höhern Ortes selbst noch nicht — bestimmt, und wer weiß, ob der schlummernde Genius nicht zeitig genug erwachen, und seine eigne Bahn kühn sich selber zeichnen wird.

Gedeihe, edler junger Aar! und fleuch dereinst muthig hinan — zur Sonne!

Lindenauiana.

Bei der panischen Furcht der Wiener, an öffentlichen Orten über politische oder Staatsangelegenheiten zu sprechen, gestaltet sich die Unterhaltung in der Regel höchst dürftig, da die wissenschaftliche Sphäre $\frac{9}{10}$ Theilen der Einwohner, im eigentlichsten Sinne des Wortes terra incognita ist. Von den Vorzügen der gebacknen Hänlen, der gebratnen Schnitzel, des Maschanzkerkoches *) und wie die Legion der Wie-

*) Eine Art Mehlspeise von Borstorferäpfeln bereitet.

ner Delikatessen sich ferner, eigenthümlich genug, benamset hört man bis zum Ueberdrusse, und wenn endlich der Faden dieser materiellen Conversation reißt, nimmt die Gesellschaft zu einer Anekdotenjagd ihre Zuflucht, die eben nicht interessanter als die Gourmandise sich darstellt, weil ab- und verdroschene Sujets beinahe immer allein aufs Tapet gebracht werden.

Von den sogenannten ungarischen Anekdoten hat man so eben gesprochen; ist dieser reichhaltige Born erschöpft, so müssen, häufig genug, die Lindenauiana den Stoff zur Unterhaltung leihen.

Der nun verstorbene k. k. General Lindenau war ein höchst bizarrer Sonderling, auch großer Freund der Mädchen und des Lebensgenusses überhaupt; er blieb den Wienern unvergeßlich, und von den vielen Zügen, welche sie von diesem Feldherrn erzählen, ergötzten mich in der That einige dermaßen, daß ich um so weniger Anstand nehme, sie mitzutheilen, da mir die Ueberzeugung beiwohnt, daß dieselben unter diejenigen Lin-

denauiana gehören, welche bis jetzt dem Drucke nicht übergeben worden sind, obwohl anderwärts schon Fr. v. Cölln und verschiedene andere Autoren dieses martialischen Sonderlings erwähnten.

Der Erzherzog ****** kommandirte im Jahre 1809 eines jener Armeekorps, welche nach Baiern vorgedrungen waren, und Lindenau war dem Prinzen als Leiter beigegeben.

Nach der bei Abensberg verlornen Schlacht sprach, während des Rückzuges, einst der Herzog zu Lindenau und zwar sehr bekümmert:

„General! was werden die Wiener sagen, wenn sie von der verlornen Schlacht hören?"

Lindenau erwiderte heiter und schnell: Beruhigen sich Euer Hoheit immerhin, ich kenne die Wiener, sie werden Euer Hoheit einen jungen unglücklichen Prinzen nennen, mich dagegen einen alten Esel schelten.

Im Jahre 1813, als plötzlich ein eigenthümlicher martialischer Geist in alte und

junge Deutsche gefahren war, beseelte der lobwerthe Genius auch die zahlreichen Wiener Straßenjungen; sie griffen vorerst zu hölzernen Waffen, formirten eine Bataillon, und wählten aus ihrer Mitte einen General, unter dessen Anführung sie sich jeden Abend auf einem freien Platze außerhalb der Stadt in den Waffen übten. Die schaulustigen Wiener strömten in Schaaren hinaus, sich zu ergötzen an der Geschicklichkeit ihrer lieben Straßenjugend, und auch Lindenau erschien eines Abends in voller Uniform und zu Pferde auf dem place d'armes de la jeunesse. Der Kindergeneral kannte seine Pflicht; er ließ bei Ansichtigwerdung des Feldherrn sogleich die hölzernen Flinten aufnehmen, und vor demselben verschiedene Evolutionen ausführen. Am Ende ritt Lindenau zu dem Kindergeneral hinan, und indem er ihm einen Dukaten reichte, sprach er sehr gnädig und freundlich: „Recht brav, recht brav, junger Herr Kriegskamerad! nimm' hier dieß Geld, und laß dafür deiner wackern Mannschaft — Kirschen kaufen.“

4

Einst befand sich L., bei überfülltem Hause, im Theater; hinter ihm stand ein vornehmer, junger und arroganter Jude, mit einer ungeheuer langen Nase ausgestattet, der seinen Kopf auf des Generals linke Schulter lehnte, und demselben dadurch sehr beschwerlich fiel. Plötzlich nimmt L. sein Schnupftuch aus der Tasche und schnaubt dem Israeliten, wie man kleinen Kindern zu thun pflegt, die Nase. Der Sohn Israels fand sich beleidigt und überrascht, der General aber sagte ihm lächelnd: „Entschuldigen Sie, mein Herr! Ihre Nase befand sich so nahe an meiner Backe, daß ich dieselbe in der That für meine eigne Nase hielt."

In einer Gesellschaft gerieth L. einst mit einem Kavalier in einen heftigen Wortwechsel, und dieser rief endlich aus: „Mein Herr General! Sie scheinen mich nicht zu kennen; ich bin der Graf Fuchs."

Verzeihen Sie, entgegnete sehr ernst der Feldherr; daß Sie dem Thiergeschlecht angehören, bezweifelte ich keinen Augenblick,

aber für einen Fuchs hätte ich Sie nun und nimmermehr gehalten.

Im Schooße Abrahams erst verstummte Lindenaus witzige Laune.

Zacharias Werner.

Inter caetera mortalitatis incomoda, et hoc est, caligo mentium: nec tantum necessitas errandi, sed errorum amor.

Seneca.

* * *

Dieser Mann ist in neuern Zeiten, man weiß nicht, soll man sagen, zu einer solchen Berühmtheit oder Berüchtigkeit gelangt, daß in Wien gewesen und seinen Vortrag nicht gehört, dasselbe beinahe bedeuten will, als Rom verlassen, ohne den heiligen Vater gesehen zu haben.

Ich hatte während der Fastenzeit dreimal Gelegenheit, des Pater Werners Predigten in der Kapuzinerkirche beizuwohnen.

Es war mehr ein günstiges, als ein ungünstiges Vorurtheil, mit welchem ich den Tempel betrat; denn wollte man des Mannes Apostasie, die sich immerhin schwer genug vertheidigen läßt, vergessen, so kann ihm anderwärts selbst der Neid nicht absprechen, daß er in seinen frühern Produkten eine lebhafte Phantasie, Tiefe und Klarheit und eine seltene Korrektheit entwickelte, und von der ergreifenden Beredsamkeit, welche Pater Werner als Kanzelredner auszeichnen sollte, wurde ja stets viel gesprochen und geschrieben.

Indessen muß ich ganz aufrichtig gestehen, daß meine Erwartungen, die ich von dem berühmten Apostaten hegte, auch im geringsten nicht erfüllt wurden.

Ich bin in der römisch-katholischen Religion geboren und erzogen, achte dieselbe hoch, und glaube mit den Prinzipien der hierarchischen Lithurgie genau vertraut zu sein; allein dieser Zacharias macht seinem Lehrmeister wenig Ehre, denn ich behaupte geradezu, daß der Mann in den eigentlichen Geist unserer Religion gar nicht eingedrungen ist,

indem er sich als Prediger dem aufmerksamen Hörer unverkennbar noch immer als ein schwankender, überspannter Mystiker darstellt, der keineswegs die streng gezeichnete Bahn, sondern den Irrweg seiner eignen närrischen Phantome verfolgt, und mir bleibt nur unbegreiflich, wie Wiens orthodoxe Clerisei diesen überspannten Menschen, so ganz gleichgültig, sein Wesen nach Belieben treiben lassen kann.

Werner erscheint dem Beobachter als ein gänzlich abgewelkter und entnervter Mann; sein Gesicht ist blaß und eingefallen, und die grauen buschichten Braunen sind so lang, daß die Augen gar nicht sichtbar sind; dem Aeußern nach zu urtheilen, mag er wenigstens sechzig Lebensjahre zählen, und des Mystikers körperliche Konstitution ist dermaßen geschwächt, daß er selbst seine Vorträge nicht mehr in stehender Stellung, wie es in der katholischen Kirche üblich ist, halten kann.

Leicht begreift es sich, wie dieser Mann, ohne große Aufopferung, das Gelübde ewiger Keuschheit ablegen konnte; in frühe-

rer Zeit war er, wie mich einige seiner ehemaligen Jugendfreunde versicherten, ein nicht leicht ermüdlicher H***njäger und Bachusbruder; in Prag, wo Hr. W. einige Zeit privatisirte, weiß man von ihm jetzt noch manch' galantes Histörchen zu erzählen, und man kann dieses Alles um so weniger in Zweifel ziehen, da der Apostate auf öffentlicher Kanzel, unzähligemal sich wiederholend, höchst demüthig ausruft:

„Ich selbst war dereinst der größte Sünder und der verworfenste aller Frevler, allein Gott der allmächtige ließ das Licht des Glaubens mich erkennen; folgt mir nach, geliebte Zuhörer! die ihr dem unreinsten Thiere gleich, im Schlamme der Laster euch wälzet."

Es verlohnt, der Seltsamkeit halber, in der That der Mühe, einer Wernerschen Predigt beizuwohnen; als ich dieses Glückes zum erstenmal theilhaftig wurde, fing der gute Pater damit an, daß er der frommen Gemeinde von einem großen Realbogen eine lange neue Dichtung aus eigner Fabrik vorlas, die in einem so hohen Grade mystisch,

verworren und unverständlich lautete, daß ich gleich meinen Kopf einsetzen möchte, wie nicht zehn gläubige Seelen von der ganzen Versammlung nur im geringsten in den eigentlichen Sinn der Poesie einzudringen vermochten.

Nach beendigter poetischer Vorlesung trug Hr. Werner ein kurzes neues Gebet vor, welches er ebenfalls für diesen Tag selbst verfertigt hatte. Die Gemeinde mußte die Worte wiederholen; allein der gute Pater spricht in diesem Augenblicke noch den gewöhnlichen, den ehrlichen Wienern sehr unverständlichen ostpreußischen Dialekt, und die fromme Gemeinde plapperte, zu meiner geringen Erbauung, so seltsame Worte nach, daß ich glaube, selbst der Berliner berühmte Heinsius hätte sich hier nicht zurecht finden können.

Endlich begann die eigentliche Predigt. Herr Zacharias handelte vom königlichen Kreuzwege, und theilte seinen Vortrag in zwei Stationen ein; bei der ersten hielten drei anmuthige Engelein, genannt: Armuth, Demuth und Keuschheit

Wache, in der zweiten aber ließ er uns drei abscheuliche dräuende Teufel — die jenen Tugenden entgegengesetzten Laster — schauen.

Nach dem populären Vortrag eines Abraham a Santa Clara strebt Werner zwar unverkennbar, allein er verfällt in den Ton der berüchtigten Berliner Voigtländer, oder gerathet, sich vergessend, in die Regionen der überspanntesten und dunkelsten Mystik; seinem Publikum bleiben diese Dinge stets unauflösbare und gänzlich unverständliche Probleme, allein die Kirche ist, wenn W. die Rednerbühne betritt, stets zum Erdrücken voll, denn es blieb bis jetzt einmal Mode, ihn zu hören.

Ich mußte bei dieser Gelegenheit immer an ein uraltes Gemälde denken, welches man in Wien an der Wand eines verfallenden Hauses angekleckst findet. Das Bild (vide Titelkupfer) stellt einen Fuchs vor — Andere wollen das Thier für einen Wolf gehalten wissen — der (sans comparaison!) höchst eifrig den Gänsen predigt.

Die Meinung des gebildeten und vernünftigern Theiles der Wiener ist in ihrem Urtheil über den Pater Werner getheilt: Einige sehen einen Heuchler, Andere nur einen überspannten, schwärmerischen N*****n in ihm; vielleicht käme man, die Mittelstraße haltend, der Wahrheit am Nächsten.

— Des guten Zacharias Deklamation ist durchgehends fehlerhaft, er legt die stärkste Betonung stets auf Worte, wohin sie gar nicht gehört. Ein Beispiel nur. Unter andern ließ sich der Pater vernehmen:

„Ihr üppigen Schlemmer, die ihr nie und nimmermehr genug kriegen könnt, werft einen Blick hier auf unser Jesuskindelein; da liegt das heilige arme Würmlein nackt und bloß, lediglich ein klein wenig nur erwärmt durch den Hauch eines rohen Ochsen und eines dummen — Esels."

Die vorhergehenden Worte hatte der Redner sehr gelassen und sanft gesprochen, das bedeutende Wort: Esel aber brüllte er dermaßen donnernd hervor, daß die ganze Versammlung erschrocken zusammenfuhr und Viele

konnten nachher nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrücken.

Herr W. ist nunmehr in den Orden der neu erstandenen Jesuiten — sie nennen sich in Wien bekanntlich: Redemptoristen oder noch lieber Liquorianer — getreten; man behauptet in der Kaiserstadt durchgehends, die Herren hätten sich hartnäckig geweigert — die Thatsache macht wenigstens dem Verstande des Ordens Ehre — den berüchtigten Apostaten in ihrer Mitte aufzunehmen, allein ein kräftiger Impuls, den man hier nicht berühren kann und will, bestimmte die Obern nachzugeben.

Der Autorschaft hat Werner entsagt, und als neulich ein Broschürchen unter seinem Namen erschien, ersuchte er den Hrn. Buchhändler Wallishauser öffentlich zu erklären, wie er (der Pater) keinesweges des Büchleins Verfasser sei.

Selten unterläßt der fromme Zacharias, in der neuesten Zeit, seinen Vorträgen folgenden wohlgemeinten Rath beizufügen:

„Herzgeliebteste Freunde und Zuhörer! ich

habe zu Hause ein Büchlein, es ist klein und unscheinbar, allein es ist das Buch aller Bücher, welches alle andere entbehrlich macht, und das Jeder, dem sein Seelenheil lieb ist, durchaus sich anschaffen muß; denn ihr habt Geld, euren verdammten sündlichen Lüsten zu fröhnen, und so arm ist keiner, daß er das wohlfeile Büchlein nicht kaufen könnte; es betitelt sich: Thomas von Kempis, von der Nachahmung Christi unseres Herrn (de imitatione Christi), und wer dieses Büchlein liest und nach ihm seinen Wandel, sein Thun und Lassen leitet, der ist geborgen, von nun an und in Ewigkeit — Amen!"

Hochverehrtester Vater! auch ich kenne das Büchlein, und habe es von Anfang bis zum Ende gelesen; ich bin der Meinung, welche längstens wackere und aufgeklärte katholische Theologen öffentlich ausgesprochen haben, und die, ihrem wesentlichen Inhalte nach, folgende ist:

„Es läßt sich mit Recht bezweifeln, daß je ein Thomas von Kempis existirt hat,

hielt von jenem Werke Wind, bevor es noch in den deutschen Buchhandel gekommen war, und der Auflage größter Theil wurde auf Kosten des Kaisers konfiscirt; das Buch blieb scharf verpönt, und der Verkauf desselben in den kaiserlichen Staaten sogar bei Zuchthausstrafe verboten. Ueberhaupt war jenes Werk allerwärts schwer zu erlangen, jetzt ist es längst vergessen; mir verschaffte es die Artigkeit eines vornehmen ***h**schen Kavaliers, kurz vor meiner Abreise, auf einige Tage zur Durchsicht. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem dreißig Jahr alten Büchlein des Norddeutschen viele Grundbehauptungen fand, welche mit den eigenen psychologischen Notizen, die ich mir von den Wienern in meiner Schreibtafel entworfen hatte, haarklein übereinstimmten! Wie, rief ich aus, wäre es möglich, daß die Bewohner der Kaiserstadt in einem so langen Zeitraume, der gerade in die schönste Epoche einer allgemein europäischen Erleuchtung fällt, allein und unbeweglich auf derselben Stufe der Kultur stehen geblieben sein sollten? — und doch ver-

Ich dagegen, hochwürdiger Pater! besitze auch ein altes Büchlein, dem Sie als eifriger Redemptorist Ihre Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, weil der Autor ein glaubwürdiger Mann, der sich Maier nannte, selbst Jesuit war und sehr schätzbare Fragmente zur Geschichte seines Ordens lieferte. Das Wiedererstehen dieses Ordens zu Wien hat die Aufmerksamkeit der deutschen Welt erregt, und da ich überzeugt bin, daß von zwanzig meiner Leser kaum einer des Jesuiten Maiers alte Ordensgeschichte *) kennen wird, so glaube ich mir den größten Theil meiner Leser zu verbinden, indem ich ihnen einen gedrängten Auszug aus jenem verschollenen Büchlein liefere.

„Im Jahre 1547 wurde der Jesuit Bobadilla wegen großer Staatsverbrechen Landes verwiesen.

1560 ward Gonzales Silveira in Monomotapa als überwiesener Spion gehängt.

*) Das Werk befindet sich zu Wien in der kaiserl. Bibliothek.

1581 wurden Campian, Skerwin und Briant zum Tode verurtheilt, weil sie einen Aufruhr gegen die Königin Elisabeth von England erregt hatten. Während der Regierung dieser Königin hat man fünf Verschwörungen der Jesuiten gegen ihr Leben entdeckt.

1588 hetzten sie die Ligue gegen Heinrich III.

1593 bewog der Jesuit Barode einen gewissen Barriere, den Dolch gegen den besten der Könige zu zücken.

1594 jagte man die Jesuiten aus Frankreich, weil sie, erwiesen, entschiedenen Theil an J. Chatels meuchelmörderischen Unternehmungen hatten.

1595 redete der Jesuit Guignard in seinen Schriften der Ermordung Heinrichs IV. das Wort, wurde aber ergriffen und mit dem Tode bestraft.

1597 hielt man die sogenannte Congregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu berathschlagen, bei welcher Gelegenheit ihnen Klemens VIII.

öffentlich vorwarf, daß sie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598 bezahlten sie einen Bösewicht, reichten ihm mit der einen Hand das Sakrament, mit der andern den Dolch, und zwangen ihn, den Prinzen Moritz von Nassau zu ermorden, worauf sie aus Holland verbannt wurden.

1605 wurden Oldecorn und Garnet als Anstifter der Pulververschwörung in England hingerichtet; auch zwangen sie den Dogen von Venedig, sie als Rebellen aus der Stadt zu jagen.

1610 ermordete Ravaillac auf Anstiften des Ordens de soc. Jes. Heinrich IV.; der Jesuit Mariana ließ noch in demselben Jahre eine Apologie des Königsmörders drucken.

1618 wurden die Jesuiten wegen Volksaufwieglereien aus Böheim verjagt, und 1619 mußten sie aus gleichen Ursachen Mähren meiden.

1631 erregten ihre Intriguen einen blutigen Bürgerkrieg in Japan.

1641 erregten sie in Europa den unseligen Streit über den Jansenismus.

1709 zerstörte ihre niederträchtige Eifersucht Port-Royal, Todte wurden ausgegraben, Mauern gestürzt.

1713 wirkten sie in Rom die berüchtigte Bulle: Unigenitus ꝛc. aus, welche unzuberechnendes Unheil verursachte.

1728 wandelte der fromme Pater Berrüyer die Bücher Mosis in einen schlüpfrigen Roman um, und ließ die Patriarchen die größten Zoten reden.

1730 erklärte der Jesuit Tournemin in Caen auf öffentlicher Kanzel: er halte die Bibel nicht für Gottes Wort.

1745 lästerte der Jesuit Pion die Sakramente der Buße und des Abendmahls, und warf das heilige Brot den Hunden vor.

1755 führten die Jesuiten in Paraguay die Einwohner dieses Landes in einer Schlacht gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn an.

1758 wurde der König von Portugall unter Anführung der Jesuiten Malagrida,

Mathes und Alexander meuchelmörderischer Weise um's Leben gebracht.

1759 wurden sämmtliche Jesuiten aus Portugall gejagt.

1761 war die Epoche in Frankreich, wo, nachdem die Jesuiten den Handel von Martinique an sich gerissen und Tausende unglücklich gemacht hatten, endlich ihr großer Bankerott und des berüchtigten La Valette Schandstreiche ihre Verbannung aus Gallien beschleunigte.

So weit folgten wir unserm zuverlässigen Gewährsmann, dem oben schon genannten Pater Maier; indeß bleibt zu bemerken, daß man, den Leser nicht zu ermüden, von dem Sündenverzeichnisse des ehemaligen Jesuiterordens nur einen Auszug geliefert hat. Nun will man zeigen, in welcher Art, zum größten Heil der Christenheit, die wieder aufgelebten frommen Väter im Jahre 1822 in der östreichischen Kaiserstadt prosperiren.

K l i m a.

Furchtsame und einfältige Menschen pflegen vorerst gewöhnlich vom Wetter den Stoff zur Einleitung einer langweiligen Conversation zu entnehmen, und wenn schon der Autor mit diesen nicht gern sich vermengt sehen möchte, so ahmt er doch hier die Sitte nach.

Das Wetter, das Barometrum und Thermometer bilden einen Hauptzweig der öffentlichen Unterredung zu Wien, den einzigen beinahe, welchen man — nur ja nicht im figürlichen Sinne — mündlich und schriftlich ohne Gefahr verfolgen darf.

Wenn man die verschiedenen Schriften, welche in früherer Zeit über Wien herauskamen, durchblättert, so muß man in der That über die verschiedenartigen Meinungen lächeln, welche die Herren Autoren hinsichtlich des Kli-

mas dieser Stadt hegten. Der Eine nennt es trocken, der Andere feucht, dieser gesund, ein Zweiter schädlich, ein Dritter gar tödlich.

Mich reizte es immer vorzüglich bei vorhandenen, verschiedenartigen Ansichten meine eigenthümliche darzustellen, und daher entwarf ich denn auch noch zu Wien, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte, den folgenden Aufsatz, den ich einen der berühmtesten Sterngucker lesen ließ, mit dem ich zuweilen im wilden Manne speiste. Der Astronom lachte, nachdem er gelesen, recht herzlich, indem er sprach: Sie haben's getroffen, besser als Ihrer Vorgänger einer; lassen Sie's auf meine Gefahr drucken. Da nun jenem Sterngucker Ironie stets fremd bleibt, so glaube ich es riskiren und seinem Rathe folgen zu dürfen.

Das Klima in Wien ist unverkennbar unbeständig und viel rauher als man, der Lage der Stadt nach, glauben sollte. Scharfe und zehrende Nord- und Ostwinde bleiben die herrschendsten, und wenn der Sonne Aufgang auch den heitersten und ruhigsten Tag

verspricht, so kann man sich nichts destoweniger darauf gefaßt machen, daß sich stets gegen Mittag Stoßwinde erheben, welche den feinen Kiessand, aus dem hier der Boden besteht, in dichten Wolken, welche die Atmosphäre verfinstern, einhertreiben; vorgegangene heftige Platzregen und das fleißige Aufspritzen vermögen die eigenthümliche Erscheinung nicht im geringsten zu hemmen. Der Staub wirft sich auf die Brust und die Augen, und wenn ein melankolischer Hektiker schnell enden will, so eile er nur nach der Kaiserstadt, sein Zweck wird nach wenigen Monden schon erfüllt sein. Daß es in Wien nicht mehrere physisch-Blinde giebt, blieb mir ein Problem; wer an Augenschwäche leidet, versehe sich hier ja sobald als möglich mit Staubbrillen. „Eine einzige Eigenschaft, bemerkte einst sehr treffend ein witziger Kopf, theilen die Hrrn. Wiener mit den Göttern des Olymps; sie wandeln nämlich wie diese beständig in Wolken, aber nicht in rosichten Aethers, nein, nur in schmutzigen Staubwolken einher."

Abends stellt sich von den nahen Gebirgen eine kalte und feuchte Luft ein, welche die Transpiration plötzlich hemmt und den Unvorsichtigen mit Rheuma und Gicht bestraft. Passatwinde stellen sich nie ein, daher man auch in der Gegend Wiens keine einzige Windmühle bemerkt.

Angenehme laue Weste und liebliche Zephire haben die Dichtungen eines Denis gebildete Wiener kennen lernen, in der Wirklichkeit gehören sie hier unter die Seltenheiten. Der Winter ist gewöhnlich rauh und kalt, der Lenz stellt sich, ich war in diesem Jahre Augenzeuge, ungewöhnlich früh ein; der Sommer zeichnet sich durch anhaltende Dürre aus und der Herbst bleibt hier die angenehmste Jahreszeit, denn die Luft ist nun milder und mit aromatischen Düften geschwängert, doch das Klima überhaupt mahnt in Wien keinesweges an Arkadien! Fremde vermag es nicht zu fesseln, doch schon manchen soll die Wiener Luft (der Satz kann in doppelter Beziehung gelten) verjagt haben.

Der Wiener, die Wienerin und der Ungar.

Drei psychologisch-charakterische Skizzen.

Videmus ibi multos homines ac mulieres capita non habentes.

Der heil. Kirchenvater Augustin.

I.

Der Wiener.

Die Oestreicher überhaupt stellen sich als kraftvolle Männer von starkem und dauerhaftem Körperbau dar, doch sind sie in der Regel eher groß, als klein zu nennen; die Züge des Gesichtes erscheinen nicht uninteressant, oft sogar geistvoll, und die rosichte Blüte der üppigsten Gesundheit schwebt auf der Jünglinge Wangen.

Nichts destoweniger würde man ungemein irren, wollte man das lachende Bild auf die Wiener anwenden; das Geschlecht der Kaiserstadt ließen Luxus, Weichlichkeit, Ueppigkeit und Ausschweifungen aller Art dermaßen ausarten, daß man behaupten kann, schon im Keime sei es erstickt und verdorben.

Allerwärts treten uns hagere, gekrümmte Wesen mit fahlen, eingefallenen, nichtssagenden Gesichtern und blöden Augen, achtzehn oder zwanzigjährige Greise mit großen Brillen auf den spitzen Nasen, entgegen, und erblicken wir in der Masse zuweilen einen blühenden Jüngling, so können wir ihn dreist für einen Fremden halten; in funfzig Fällen werden wir kaum einmal irren.

Zu Anfange des letzten Decenniums im vorigen Jahrhunderte, bald nach des zweiten Leopolds Tode, erschien — angeblich in Görlitz — ein Werk über Wien aus der Feder eines norddeutschen Gelehrten, welcher längere Zeit dort verlebt hatte. Der Mann zeigte großen Scharfblick und sehr gesundes Urtheil; allein die östreichische Regierung er-

hielt von jenem Werke Wind, bevor es noch in den deutschen Buchhandel gekommen war, und der Auflage größter Theil wurde auf Kosten des Kaisers konfiscirt; das Buch blieb scharf verpönt, und der Verkauf desselben in den kaiserlichen Staaten sogar bei Zuchthausstrafe verboten. Ueberhaupt war jenes Werk allerwärts schwer zu erlangen, jetzt ist es längst vergessen; mir verschaffte es die Artigkeit eines vornehmen ***h**schen Kavaliers, kurz vor meiner Abreise, auf einige Tage zur Durchsicht. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem dreißig Jahr alten Büchlein des Norddeutschen viele Grundbehauptungen fand, welche mit den eigenen psychologischen Notizen, die ich mir von den Wienern in meiner Schreibtafel entworfen hatte, haarklein übereinstimmten! Wie, rief ich aus, wäre es möglich, daß die Bewohner der Kaiserstadt in einem so langen Zeitraume, der gerade in die schönste Epoche einer allgemein europäischen Erleuchtung fällt, allein und unbeweglich auf derselben Stufe der Kultur stehen geblieben sein sollten? — und doch ver=

hält es sich im Allgemeinen so, die Sache stellte sich mir gar zu klar und deutlich dar.

Mein alter, gelehrter, norddeutscher Gewährsmann ließ sich unter andern vernehmen:

„Man sollte glauben, daß ein unbeständiges Klima ein leichtsinniges, lebhaftes Menschengeschlecht bilden würde, das flüchtig die Pole des Lebens berührte, und über die Zukunft nicht nachdächte; indessen so richtig dieses bei vielen Bewohnern Wiens eintrifft, so zeigt sich bei ihnen doch beinahe gar nie der rasche Entschluß und die kühne Ausführung des Galliers, sondern es herrscht eine Dumpfheit des Geistes, eine Leere des Kopfes und ein Phlegma überhaupt, das vom Gedanken zum Entschluß, vom Entschluß zur That, mondenlange Schneckenreisen macht. — Thätigkeit, Anstrengung der Organe, Enthusiasmus für Großes, Wahres, Schönes, Streben nach Vollkommenheit liegen daher so ganz außer der Sphäre des gewöhnlichen Wieners, daß er davon nie eine Ahnung in seiner Seele gehabt

zu haben scheint, und es gar nicht begreifen kann, daß es Menschen geben dürfte, welche die geistigen den körperlichen Bedürfnissen vorziehen u. s. w."

Der Psychologe, der reife Beobachter werden nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu Wien dieses summarische Urtheil unbedingt als vollkommen richtig und unparteiisch auch noch im Jahre 1822 unterzeichnen; dieses ist meine feste Ueberzeugung.

Zwar ist es wahr, in Wien leben Weise — man wird deren auch in Aethiopien finden — allein es ist nicht Scherz, sondern ein erweislich richtig mathematischer Calcul, wenn man auf zwanzig fein gebildete und gelehrte Berliner oder Dresdner einen einzigen Wiener zählt, und selbst dieser eine wird in gewissen Situationen den Nationalkarakter nicht zu verläugnen vermögen. Es begegnete mir, daß ich mit Leuten von Ruf und anerkannten literarischen Verdiensten in der Kaiserstadt in Gasthöfe ging, um ein Mittag- oder Abendbrot einzunehmen; doch der An-

blick des ellenlangen Speisezettels unterbrach stets und plötzlich Gespräche über die interessantesten Materien; einem solchen Talismann vermag selbst kein Wiener Aristoteles oder Sokrat zu widerstehen, denn Essen ist und bleibt Allen das Erste und Wichtigste. Schweigend, langsam und gemächlich muß das große Geschäft vollbracht werden, und o Himmel! welche Portionen sind diese Leute im Stande zu verschlingen, man traut ihren Magen ein Loch zu, durch welches alles Verschlungene sogleich wieder unter den Tisch fällt; denn anders als durch ein Wunder vermochte ich es mir nicht zu erklären, wenn ich diese Menschen eine Quantität vivres auf einen Sitz consumiren sah, bei welcher der zur Mäßigkeit Gewöhnte während acht Tage nicht hungern würde.

Sinnlichkeit überhaupt bleibt die Axe, um welche sich das Streben und Leben der vornehmen und gemeinen Wiener dreht, daher die auffallende Erschlaffung aller geistigen Kräfte! Jener alte, oben erwähnte Norddeutsche glaubte den Grund der auffallenden

Erscheinung in der katholischen Religion allein suchen zu müssen; darin irrte er aber ungemein, denn die wahren und unverdrehten Lehren dieses Kultus sind zu erhaben, als daß sie den Menschen zur Schlemmerei und zum Müßiggang aufmuntern könnten; allein bei den Wienern fehlt es an der Erziehung im Allgemeinen und zwar sehr grob; dann scheint ihnen der Hang zum sinnlichen Genuß im eigentlichsten Sinne des Wortes angeboren.

Man beobachte die Wiener nur mit sinniger Aufmerksamkeit einige Monden an Ort und Stelle, und man wird aufhören zu staunen, wenn man vernimmt, daß des erleuchteten zweiten Josephs hehren Planen gerade in der Hauptstadt die meisten Hindernisse in den Weg traten.

Der Wiener ist eigentlich das friedfertigste Wesen unter der Sonne, er läßt sich alles gefallen, nur seine Popanze und Firlefanze, an die er von Jugend an gewöhnt, darf man nicht antasten; was ich darunter verstehe, wird man ohne Mühe begreifen.

In den meisten Weinländern macht man die Bemerkung, daß die Einwohner reizbar sind und besonders bei der kleinsten Unbill leicht auffahren; die Wiener dagegen zeigen in solchen Fällen ein dickes Fell, sie lassen sich nur zu leicht von groben unverschämten Leuten imponiren, und man muß es ihnen arg machen, bis sie nur zu einem leisen Murren gelangen. Zu meinem höchsten Erstaunen war ich in einem viel besuchten, sehr anständigen Gasthofe in der Leopoldstadt öfters Zeuge, wie ein naseweiser Breslauer Judenjunge, der einem seiner Glaubensgenossen zu W. als Correspondent diente, die rechtlichsten und ruhigsten Leute, ohne alle Veranlassung mit der höchsten Arroganz unaufhörlich verhöhnte. Mehrere der Gäste, welche Jahrelang schon das Haus besucht hatten, blieben plötzlich weg, um nicht länger die Zielscheibe der übermüthigen Laune jenes Israeliten abgeben zu dürfen, aber ein Wort des Impulses wagte Niemand zu sprechen. Eines Abends trieb der Jude seinen Unfug toller als je; da schwollen mir endlich die Adern, und ich rief

entrüstet aus: „Aber, meine Herren! soll uns denn der Bursche stets ungestraft auf der Nase tanzen? werfen wir ihn doch durch die Thür, verdient hat er es längst." Alles wich erschrocken zurück, keine Sylbe brachten die Herren hervor, der Jude aber hielt es am Ende für gut, sich zu skisiren. Ich theilte den Gästen unverholen meine Betrachtungen über ihr Betragen mit, da ließ sich der verständigste und gebildetste von ihnen vernehmen:

„Sie glauben gar nicht, mein Bester! wie gefährlich und unrathsam es bleibt, hier mit Juden anzubinden; Einer steht für Alle und Alle für Einen, sie trotzen auf mächtigen Schutz, und steuren zu einer eignen Kasse, die sogleich geöffnet wird, wenn Einer aus ihrer Mitte in einen Injurienprozeß verwickelt wird; keine Summen werden geschont, alle Maschinen in Bewegung gesetzt, und beinahe stets wird zu ihren Gunsten entschieden."

Auch dieses noch! seufzte ich; es wäre arg, wenn der Mann Recht hätte, und glaubwürdig sind seine Aussagen allerdings.

Die Ignoranz der Vornehmen in allen Zweigen des Wissens, selbst in Geschichte und Geographie, behauptet eine nicht geringe Potenz. Von dem jetzt noch lebenden Grafen Kh. erzählt man folgende Anekdote, die in der That eine karakteristische gelten kann:

Kh. fragte in einer ungemein vornehmen Gesellschaft einst einen Britten, ob man die See passiren müsse, um nach England zu reisen? Allerdings, erwiderte dieser mit höchster Bewunderung, Albion ist eine Insel! Aber man kann ja auch zu Lande hin, behauptete der östreichische Grand, wenigstens von einer Seite doch? — Eine Insel! bedenken Sie doch, eine Insel! schrie der Lord dazwischen. — Aber, fiel Kh. ein, wenn man nicht die Kosten scheut, und einen recht großen Umweg macht? — Aber ich sage Ihnen noch einmal, rief der Britte ganz entrüstet aus, indem er dem Grafen den Rücken zeigte, unser Land ist eine Insel, eine Insel, in's drei Teufels Namen — eine Insel!

2.

Die Wienerin.

Pygmalion *) wollte das Ideal weiblicher Schönheit versinnlichen, das Werk war gelungen und eine Wienerin gebildet worden. Nun flehte der Königssohn zur Venus: seiner reizenden Statüe sollte sie Geist und Seele einhauchen; allein die Göttin schüttelte den Kopf, der bestürzte Pygmalion ließ sein Machwerk zurück, und floh nach Cypern, wo ihm ein zweiter ähnlicher Versuch mehr als der erste glückte, indem der Göttin Laune dort sich ihm günstiger zeigte.

Wohl mag dieses Bild sich gewagt, aber ich glaube nicht unpassend darstellen. Die Schönheit der Weiber und Mädchen zu Wien überrascht im ersten Augenblicke fürwahr ungemein, und sie behaupten in dieser Hinsicht gegen ihre norddeutschen Schwestern einen entschiedenen und bedeutenden Vorrang.

---

*) Pygmalion, Cilicis filius, qui ex ebore sibi sculpsit uxorem pulcherrimam.

Ovid.

Der Wuchs jugendlicher Wienerinnen ist in der Regel schlank und ebenmäßig; er mahnt den sinnig beobachtenden Künstler, auffallend genug, an jenen der Grazien und Nymphen. Blaue Augen und güldene Haare sieht man selten, denn die Gesichtszüge der reizenden Damen unterscheiden sich mehr durch einen griechischen, als durch einen orientalischen Typus; der siegende Blick des dunkeln feurigen Auges, das üppige kastanienbraune oder oft glänzend schwarze Haar, der Karakter der Physiognomien überhaupt, erinnern an Lais und Aspasia, aber ach — diese anmuthigen Gestalten, welche hier an der majestätischen Donau Ufern wallen, sind nur weiter nichts, als schöne Modelle; ihnen fehlt wahrlich die Seele, und prüfen wir, nach dem allmähligen Erlöschen des ersten mächtigen sinnlichen Eindruckes, diese regelmäßigen Lineamente näher, so entgeht uns der Abdruck einer gewissen Geistesstumpfheit, welcher auf ihnen ruht, nicht länger, und diese Stumpfheit stellt sich uns als mathematische Gewißheit dar, so wie die Grazien zum Sprechen den Mund öffnen.

Eine lächerliche Lüge würde die Behauptung erscheinen, daß unter den höchsten und höhern Ständen nicht zuweilen sinnige und fein gebildete Frauen und Fräuleins anzutreffen wären; allein diese Ausnahme von der Regel zeigt sich ungemein selten, viel seltener noch, als im Cyclus der Männerwelt.

Es vereinigt sich die harte, disharmonische lingua rustica bei dem Wiener schönen Geschlechte im Allgemeinen mit dem auffallendsten Mangel der Grazie und jener so sehr ansprechenden weiblichen Zartheit, dann mit der grassesten Unwissenheit in den gewöhnlichsten Gegenständen des Lebens, unser höchstes Mitleid zu erregen; wohl mögen diese anmuthigen Gestalten die Sinne reizen, allein nie werden sie einen reifen Geist anregen oder gefühlvolle Herzen rühren.

Man kommt zu Wien in Versuchung, stets Lack und einen Wappenstock bei sich zu führen, um sogleich rosichte Lippen versiegeln zu können, wenn sie sich öffnen, Unsinn zu schwatzen; zwar werden solche Purpurmündlein häufig genug durch Küsse versiegelt,

allein solcher Zauber lähmt nur die Zunge auf zu kurze Zeit.

Die Zahl reizender Ignorantinnen heißt in der Kaiserstadt — Legio, und häufig fallen die Mühen der sorgfältigsten Erziehung auf dürren, unfruchtbaren Sand.

Ich überraschte einst eine achtzehnjährige Grazie, die einzige Tochter eines sehr vornehmen Mannes, bei einem Morgenbesuche am Stickrahmen. Ich warf einen Blick auf die Arbeit; es war ein Strickbeutel, in welchen das Fräulein mit kunstgerechter Hand die Worte: „Ihrer Freindin Bolline an ihrem 18den Geburdsdage ihre Freindin Amalie," eingenäht hatte.

Die Künstlerin mochte die unangenehme Ueberraschung, welche mich erfaßt hatte, dennoch auf meinen Zügen lesen; sie fragte etwas spitz: Nu, gfallts Ihnen nit? — Ich erwiderte: „Mein gnädiges Fräulein! man spricht und schreibt nicht: Bolline, sondern Pauline.

„Ei was, rief die reizende Ignorantin, i bin halt kane Gelehrte, und mag a kane sein,

Volline oder Pauline, dös ist Alles eins."

Dieses Fräulein war von einer aus Genf gebürtigen eigenen Gouvernante erzogen worden, und ein halbes Dutzend Maitres stellte sich tagtäglich regelmäßig ein, die anmuthige Idiotin in allen erdenklichen Künsten zu unterrichten.

In einem einzigen Fache, außer körperlicher Schönheit, behauptet die Wienerin noch vor allen Schwestern des großen deutschen Vaterlandes einen bedeutenden und sehr in die Augen springenden Vorzug, nämlich in der Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden und gut anzuziehen; allein das fein geputzte Püppchen versteht in der Regel auch nicht den kleinsten Theil seines Flitterstaates selbst zu verfertigen, und man wird daher schwerlich in einer großen Stadt verhältnißmäßig so viele prosperirende Putzmacherinnen finden, als in Wien.

Mädchen freien, und Lotterieloose kaufen bleibt stets ein gleich mißliches Unternehmen, dieses ist ein abgedroschener aber nichts destoweniger treffender Ver-

gleich; allein wie ich dennoch mein Glück lieber in einer soliden Klassenlotterie, als in einem heillosen Zahlenlotto versuchen möchte, zöge ich auch vor, eher meines Lebens Glück einer Münchnerin, Dresdnerin oder Berlinerin, als einer Wienerin anzuvertrauen.

3.

Der Ungar.

Commoda virtus est patriae sibi prima putare.

Lucretius.

Die Naturforscher theilen, wenn ich nicht irre, die Schnepfen in mehr als 50 Gattungen ein; am schärfsten unterscheiden sich diese Vögel durch die ab= oder aufwärts gebogenen, oder aber gerade laufenden — Schnäbel.

So oft ich Werke unserer modernen Gelehrten, welche im sogenannten Fache der Länder=, Völker= und Menschenkunde arbeiten, durchblättere, muß ich immer lachen und unwillkürlich an die Schnepfen denken. Man findet hier die Menschen mit derselben Sicherheit, wie dort die Vögel klassificirt,

es heißt: der Gallier ist fröhlich und leichtsinnig, der Britte melankolisch, der Spanier träge und jähzornig, der Deutsche dem Trunke ergeben u. s. w.; allein an Ort und Stelle zeigen sich meistens nur ganz leise Andeutungen von jenen mit solcher Sicherheit angegebenen Merkmalen, weil unter kultivirten Völkern eigentliche, scharf in sich abgeschlossene Eigenthümlichkeiten gar nicht vorhanden sind, und den Ungar karakterisirte jener Psychologe daher meines Erachtens am treffendsten, welcher behauptete:

Der Ungar ist feurig wie der Italiener, schnell entschlossen und kühn wie der Franzose, stolz wie der Spanier, aber ehrlich und bieder wie der Deutsche. Er ist voll Ehrgefühl, und rächt sich für einen Schimpf rasch auf der Stelle — und ich füge noch bei: es wohnt ihm Energie bei, er ist für sein Vaterland und seine Nation leidenschaftlich eingenommen, allein er haßt im Herzen Oesterreich und kann es auch unmöglich lieben.

Es bilden die Ungarn den Kern des öst=

reichischen Heeres, sie sind zu Roß, wie zu Fuße — die kraftvollsten, die zuverlässigsten, die tapfersten und schönsten Soldaten desselben, sie wären in neuern Zeiten stets ultima ratio des oft so schwer bedrängten Gesammtstaates; und wie sehen sie sich belohnt? —

Ganz falsch versteht Oesterreich, hinsichtlich Ungarns, sein Staatsinteresse noch immer, es bildet noch immer gegen dasselbe eine hartnäckige Opposition, es verzehrt seine beste Kraft und leiht nie seinen gerechten Beschwerden offene Ohren.

Immer noch muß Ungarns Privatinteresse jenem der übrigen Erblande nachstehen, nie kann es mit diesen gleiche Rechte gewinnen, seine Produktenausfuhr *) wird durch drük-

*) Für Tabacksraucher glaubt man bei dieser Gelegenheit eine nützliche Warnung beifügen zu müssen. Der Gebrauch des ächten im Ungarlande selbst fabricirten Tabacks ist in Oestreich streng verboten, es wird aber mit demselben, vorzüglich durch die Marqueure in den Kaffeehäusern, ein starker Schleichhandel getrieben; allein oft überfallen befugte Visitatoren unversehens Privatwohnungen und durchsuchen dort Koffer,

kende Zölle auf eine empörende Weise gehemmt — wann endlich werden diese Undankbarkeit, dieser unrechtliche Druck aufhören? —

Recht wohl wissen die Ungarn, daß ihre ursprüngliche Konstitution für diese Zeiten nicht mehr taugt, allein sie können zu deren zweckmäßiger Umwandlung nicht einen kleinen Finger reichen, weil sie überzeugt sein müssen, daß man ihnen sogleich die ganze Rechte entreißen würde.

Nichts destoweniger ist Ungarn noch weit von dem Ziele entfernt, wieder ein eigenes Volk, im rechten Sinne des Wortes zu werden: Der Egoismus der Aristokratie übertäubt dennoch die Vaterlandsliebe, noch waltet dort die entehrende Leibeigenschaft, vier oder fünf Familien besitzen beinahe mehr

---

Kasten und Schränke. Für ein von diesen autorisirten Spürhunden aufgefundenes Päckchen Taback muß man sechzehn Gulden klingende Münze; und für Seidenzeuge u. dgl., welche des kaiserl. Stempels ermangeln, eine ähnliche Strafe zahlen. Selbst an unbekannten, öffentlichen Plätzen ungarischen Taback, den man selbst bei sich führt, zu schmauchen, bleibt nicht rathsam.

Vermögen und Grundeigenthum, als die andere Hälfte des Königreiches; diesseits aber weiß man, klug genug, der Eitelkeit des jugendlichen hohen Adels zu schmeicheln, und bei dem Prunke des Hofes unter der Last jener mit Silber und Demanten bedeckten Scharlachuniformen werden Druck und Schmach des schönen aber armen Vaterlandes vergessen; das Erstehen eines zweiten Corvinus thäte hoch Noth! —

Um die Ungarn kennen zu lernen, braucht man nicht in ihr Land zu reisen, man trifft deren aus allen Klassen zu Wien in Hülle und Fülle, und der unparteiische und gebildete Fremde wird sie bald genug liebgewinnen. Der dem ausgezeichnetern Stande zugehörende Ungar entwickelt ungemein viel Wißbegierde; fremde Sprachen lernt er mit Leichtigkeit, er folgt gern seinen eigenen Ansichten, achtet Künste und Wissenschaften hoch, liest und studirt alte und neue Schriften des Auslandes und die schwer verpönten am liebsten.

Durch nichts erschienen mir die Wiener so kleinlich, als durch ihr dummstolzes Hernie-

verschauen auf die Ungarn, und durch ihre Manie, diese allerwärts lächerlich zu machen. Und wahrhaftig! — der edle Ungar bewahrt in der Regel in der kleinen Fingerspitze mehr Kraftgefühl, Witz und Kenntnisse, als oft ein ganzes Dutzend blödsinnige durch Maschanzkerköche (sogenannte Poulardlen) und gebratne Hänel gemästete Wiener zusammen!

Oestreichisch-ungarische und ungarisch-östreichische Anekdoten.

Die Oestreicher können die Ungarn und diese jene nicht leiden; die Wiener wissen Hunderte von sogenannten ungarischen Anekdoten zu erzählen, welche alle nichts anderes bezwecken, als die Nation als höchst bornirt darzustellen, und die Ungarn ihrerseits suchen sich ebenfalls durch Inventionen zu revangiren, nur mit dem Unterschiede, daß der ungarischen Erfindung beißender und tref-

fender Witz beiwohnt, indeß östreichische Dichtungen dieser Art beinahe immer unwahrscheinlich, plump und ungesalzen ausfallen. Man wird hiermit die Behauptung durch etliche Beispiele unterstützen.

Oestreichische Invention.

In der Wiener Zeitung werden die abgereisten Fremden angezeigt und pr. Parenthesin et Claud. ihre verlassenen Wohnungen bemerkt. Ein ungarischer Edelmann, der so eben in der Kaiserstadt eingetroffen war, nahm im Gasthofe die Zeitung zur Hand und las: Abgereist: Herr N. N. (Stephansth. Hr. X.)

Gleich rief der Ungar seinem Kutscher zu: „Hanns! spann ein, wir fahren sogleich wieder nach Hause, bin ich doch extra hierher gekommen, den berühmten Stephansthurm zu sehen, und nun ist der Kerl gerade verreist.“

Eine wandernde Schauspielertruppe gab in einer ungarischen Provinzialstadt Mozarts Zauberflöte; das Erscheinen des Mondes mißglückte und wurde ausgepfiffen. Nach ei-

nigen Tagen wurde das Stück wiederholt, und nun zeigte sich der Mond mit einem großen Schnurrbarte (der bekannten ungarischen Nationalzierde) ausstaffirt; wüthend applaudirte das Publikum, und Alle riefen: „Bravo, bravo! das ist n' ächter ungarischer Mond!"

Ein Landpfarrer in Ungarn predigte gegen den Ehebruch und handelte in dem ersten Theile seiner Rede von der Ehe, in dem zweiten aber über den Bruch.

Diesem saubern Kleeblatte gleichen alle unzählige Anekdoten, welche in Wien, die ungarische Nation herabzusetzen, allerwärts erzählt werden.

Ungarische Invention.

Ein in Wien sich aufhaltender ungarischer Edelmann sagte: Die Oestreicher sprechen uns Verstand und Bildung ab, aber woher sollten wir auch beides erhalten? — Von einer Seite grenzen wir an die rüden Osmanen, von der andern

aber an die noch dalketeren *) Oestreicher.

Ein anderer vornehmer Ungar erzählte mir mit einem unbeschreiblichen sarkastischem Lächeln Folgendes: „Bei einem hier in Wien sich befindenden landesherrlichen Büreau ist ein armer Taubstummer als Bote angestellt. Wenn der Sekretär des Büreaus nun Schreiben oder Aktenstücke andern Behörden mitzutheilen hat, so explicirt er sich gegen den Taubstummen durch Pantomimen. Soll der Bote die Akten in die ungarische Kanzlei tragen, so ahmt der Vorgesetzte mit der rechten Hand die Art nach, wie meine Landsleute den Schnurrbart zu streichen pflegen; die geballte Faust hinter das Ohr gelegt bezeichnet die Tücke des Böhmen, allein dem Boten begreiflich zu machen, daß er einen Pack in ein östreichisches Landeskollegium zu tragen habe, deutet der Sekretär vorerst

*) Dalket bedeutet in Wiens lingua rustica — einfältig; ein Dalket ist ein Pinsel.

auf die Stirn, dann winkt er verneinend mit der Hand, als wenn von einem nicht vorhandenen Dinge, vom Verstande nämlich, die Rede wäre.

Polizeiwesen.

Sine ira, aber keinesweges sine studio beginne ich hiermit freimüthig und wahr von einem Gegenstande zu schreiben, über welchen sämmtliche unzählige Schriftsteller, die Wien in neuern Zeiten würdigten, stets leicht wegzuschlüpfen für gut fanden. Der wackere Alxinger ließ sich einst vernehmen:

„— — Alles, was geschieht,
Geschieht nach weisem Plan und ewigen Gesetzen,
Wenn euer schwacher Blick auch nicht das Triebrad sieht.“

Ganz richtig! allein im Triebrade gerade sitzt der Teufel, und wenn sogar Jedermann nicht nur dessen Mechanism, sondern selbst jenen der unzähligen kleinen

Räder und Spindeln zu durchschauen vermag, dann stellt sich der Plan des Baumeisters weder weise noch fein dar, und gerade der letztere Fall scheint mir auf Wiens Polizeiwesen anwendbar. Der Herr Dr. Greiner zu Eisenberg lieferte folgende meines Erachtens ungemein richtige Ansichten:

„Die sogenannte hohe Polizei ist eine Geburt des Despotismus, die jedoch als ein nothwendiges Uebel so lange wird beibehalten werden müssen, als der convulsivische Zustand fortdauern wird, in welchem Europa bisher sich befunden, weil sie zu einer der furchtbarsten Gegenwaffen gehört.“ —

Zur Kompetenz der hohen Polizei gehören allerdings und unwidersprechbar: Controlle der Reisenden im Lande, Ausmittelung jeglicher Kundschafter, Beobachtung der politischen Stimmung, genaue Aufsicht über Gasthöfe, Censur der Zeitschriften, Flugblätter ꝛc.

Europa's gegenwärtiger Zustand in diesem Augenblicke ist im Allgemeinen nicht jener der Ruhe, darum muß der Gebrauch

der furchtbarsten Gegenwaffen jedem gut organisirten Staate nicht verstattet, nein, er muß leider! sogar anempfohlen werden; allein Erfahrung und Verstand geben scharfe und geheime Waffen nicht in die Hände der Kinder, der Dummheit, der Leidenschaftlichkeit, am allerwenigsten aber in jene der Bosheit und des Schurken.

Nach meiner festen Ueberzeugung kann eine hohe Polizei, in dem oben ausgesprochenen Sinne, nützlich wirken und ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, ohne sich der Hülfe geheimer Auflaurer zu bedienen. Die wiener Polizei bezahlt bekanntlich nahmhafte Summen an das Heer ihrer Naderer, und aus welchen Subjekten besteht in der Regel diese furchtbare, einzig und allein sanktionirte geheime aber keinesweges respektabele Gesellschaft? — —

Es ist leider! ein ziemlich allgemeiner, aber nichts destoweniger falscher Grundsatz, zu gewissen polizeilichen Funktionen Leute zu verwenden, welche, wie man zu sprechen pflegt, mit allen Hunden gehetzt, Leute sogar, die

als der Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden können, die als Schuldige einer bedeutendern Art bereits schon Straf- und Zuchthäuser durchwandelt haben; denn man spricht: Wer selbst hinterm Ofen saß, weiß den dort Verborgenen am ehesten zu finden. Charmant! — aber wer dreißig Jahre lang ein Schuft war, wird es höchst wahrscheinlich stets bleiben!

A posteriori läßt sich die Wahrheit meines Satzes erweisen. Der Wiener Naderer stellt sich als gefährlicher Proteus dar; er dringt sich allerwärts ein, reizt mit Kunstsinn Fremde und Einheimische zu freisinnigen Aeußerungen, um sie denunziren zu können; nicht Freundschaft, nicht Bande des Blutes bleiben diesem Elenden heilig; ganz ihrer Bestimmung zuwider, lassen sie den Inländer, vorzüglich subalterne Beamten, gern ahnen, wer sie sind, häufig fordern sie dann Anlehen, welche sie nie wieder zu erstatten gedenken, und wird das Ansinnen abgelehnt, so kann der Angesprochene darauf rechnen, daß sein Name in's schwarze Buch verzeichnet wird, und wehe

dann ihm! — er sieht in der Folge sich alle Wege versperrt, allerwärts werden ihm Riegel vorgeschoben, indeß der Befangene oft nicht einmal die Ursache seines Mißgeschickes zu durchschauen vermag.

Ein subalterner Staatsbeamter, der in den östreichischen Staaten vorwärts zu kommen gedenkt, darf nie das Zutrauen der hohen Polizei verlieren, denn diese bleibt geheimes Organ aller Behörden.

Ich weiß es, dieses mein Büchlein wird in Oestreich konfiscirt, nichts destoweniger aber von höhern Polizeibeamten und einigen wenigen Weisen gelesen werden, und als Ehrenmänner mögen die Herren erklären, ob ich Wahrheit oder Verläumdung hier ausgesprochen habe.

Die Begriffe: Naderer und rechtlicher Mann sind dermaßen — heterogen, daß Euch jeder unbefangene Wiener selbst in's Gesicht lachen würde, wenn Ihr dieselben je auch im Scherze mit einander verbinden wolltet.

Die öffentlichen Unter-Beam-

ten der hohen Polizei zwar sind in der Regel ehrliche und unbestechliche Männer, allein einen anderweitigen großen Uebelstand stellen auch diese häufig dar. Einigen von ihnen wohnen falsche Begriffe von Amtsehre, dummer Stolz, Willkür und Insolenz bei. Dem ruhigen, verständigen Worte leihen die Leutchen gar kein Ohr, bei ihnen gilt, das: Nicht raisonnirt! des Militärs, und wie man sie recht zu packen gedenkt, verschanzen sie sich hinter höhere Autorität. Der Name des Kaisers selbst wird die Aegide ihrer Grobheit, der Name jenes menschenfreundlichen, gutmüthigen Fürsten, dessen Wille kein Kind in seinen unermeßlichen Staaten zu kränken gebietet.

Wird das geheiligte Geheimniß der Posten durch eine hohe Polizei gefährdet, so kann ein solches Unternehmen nie vertheidigt, nur in gewissen höchst dringenden und wichtigen Fällen — entschuldigt werden, doch ohne solche Fälle abzuwarten, bleibt die Procedur keineswegs aus; eine solche kühne Behauptung aber erheischt nähere Beweise.

Die meisten Briefe, welche ich selbst in den östreichischen Staaten vom Auslande erhielt, waren von der Post eröffnet worden; man bedient sich dabei eines eigenthümlichen künstlichen Mittels. Ein sehr feiner Ton dient dazu, die Formen des Wappens in concaven Einschnitten aufzunehmen, nun wird das eigentliche Siegel mit einem scharfen Messerchen vorsichtig abgelöst und der Brief, nachdem er gelesen, mit frischem Lacke wieder versiegelt, wobei der inzwischen hartgewordene Ton die Stelle des Originalwappenstockes, auf eine in der That ungemein täuschende Art, vertritt.

Nachdem ich durch Zufall, aber mit höchster Gewißheit, zur Kenntniß dieser Procedur gelangt war, vermochte ich die eröffneten von den uneröffneten Briefen genau zu unterscheiden, und, lediglich zu meinem Spaße, verabredete ich mit einem guten Freunde im Auslande, er möge mir mit jedem Posttage, einen vorsichtig eingesiegelten ganz leeren holländischen Briefbogen nach W. senden. Die zwei ersten nichtssagenden Depeschen langten unversehrt an; allein das

Couvert der dritten war auf oben angegebene Art eröffnet, und das arme unschuldige durchaus weiße Blatt — ich bewahre es heutigen Tages noch auf — war an einigen Stellen durchstochen, und trug sichtbare Spuren des Kohlendampfes und eines Bades an sich, durch welches man wahrscheinlich die Züge einer muthmaßlich mit einer gewissen chemischen Dinte geschriebenen Briefes zu entziffern hoffte. Ich lachte recht herzlich; wie aber mögen die geheimen Brieferöffner des fruchtlosen Mühens halber sich geärgert haben!

Ein pensionirter Offizier, welcher vor kurzem noch in Wien lebte *), schrieb an einen Freund nach Lemberg in Ostgallizien, und entwickelte in seinem Briefe gewisse politische Ansichten, welche das Benehmen der hohen Pforte betrafen, — Muthmaßungen, fromme Wünsche u. dgl. weiter nichts. Nach Verlauf einiger Wochen wird der Mann zum

---

*) Wäre nur die Möglichkeit denkbar, daß diese Notiz dem ungenannten Manne jetzt noch Schaden bringen könnte, ich würde sicher verschmäht haben, sie hier aufzunehmen.

Grafen S. gerufen, der ihm seinen nach Lemberg gesendeten Brief, mit einer scharfen Warnung zurück gab, sich Aehnliches in Zukunft nie zu erlauben.

Von der östreichischen Censur der Bücher, namentlich solcher, welche vom Auslande hereinkommen, nahm ich bereits im Bockssprunge Gelegenheit zu reden; ich fand diese Censur, gegen mein Erwarten, in der Hauptstadt strenger, als in den Provenzialstädten. Sonnenfels, der trotz seiner schätzbaren Kenntnisse doch nur ein Finsterling war, stellt in seinen Grundsätzen der Polizei-Handlungs- und Finanzwissenschaft folgende Ansichten sub. §. 117 auf:

„Die Bestimmung einer Bücher-Censur ist, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern, und aus ihrer Bestimmung folgt, daß ihre Gerichtsbarkeit sich auf alles erstrecken müsse, wodurch irrige, ärgerliche und gefährliche Meinungen verbreitet, oder sonst den Sitten nachtheilige Begierden erweckt werden können, sie erstreckt

sich daher nicht nur auf Bücher, sondern auch auf Schauspiele, Lehrsätze, Zeitungen, alle öffentliche an das Volk gerichtete Reden und Kupferstiche, und was immer noch sonst eine Art von Oeffentlichkeit an sich hat."

Das k. k. Bücher-Censur-Amt zu Wien handelt streng genug nach den Sonnenfels'schen Ansichten; möchte es darum sein! — allein dieser Behörde wohnt eine ganz eigene Gewandtheit bei, die unschuldigsten und unbefangensten Ansichten, irrig, ärgerlich und gefährlich zu finden, was zur Folge hat, daß von zehn fremden neuen Werken oft kaum zweien der öffentliche Verkauf gestattet, und die übrigen alle remittirt werden müssen. Zwar können gewisse privilegirte Personen von der k. k. obersten Censur-Behörde auf schriftliches Ansuchen und Revers, verbotene Schriften nicht verbreiten zu wollen, dieselben erhalten; allein aus Furcht, sich als Freigeist und Demagoge verdächtig zu machen, wird diese Begünstigung nur äußerst selten benutzt; durch das ganze ängstliche Verfahren aber die Verbreitung nützlicher Kennt-

nisse überhaupt, ebenso dann der deutsche Buchhandel im Allgemeinen gefährdet.

Noch bleibt mir übrig, von der Controlle der Fremden zu sprechen.

Der Oberdirektor der Polizei, Hofrath B. v. Siber ist ein sehr würdiger, geschickter, rechtlicher und höflicher Mann; allein bejahrt und kränklich: senectus ipse morbus est! — Der anständige Fremde wird wegen der Dauer seines Aufenthaltes u. dgl. gewöhnlich an einen sogenannten Obercommissär, Namens S*cc**d, gewiesen, der Jedermann mit einer frostigen Amtsmiene und dem Stolze eines ehemaligen spanischen Großinquisitors empfängt. Mit den legalsten Reisepässen, Empfehlungsbriefen an die vornehmsten und achtbarsten Männer der Hauptstadt, Wechseln, Zeugnissen u. s. w. langt man vor dem Prüfungsstuhle dieses Menschen nicht aus, er wittert in jedem Fremden von bekanntem Namen einen geheimen Spion und Carbonari, und man sieht sich, gleich einem überwiesenen Spitzbuben, von dem Manne mit der grenzenlosesten Unverschämtheit inquirirt.

Wie denn allerwärts besser mit einem Fürsten, als dessen Schreiberjungen oder Kammerdiener umzugehen, so auch hier, und man ertheilt jedem anständigen Fremden hiermit den wohlmeinenden Rath, wenn ihn die Insolenzen des Herrn S*cc**d empören, sich ohne weiteres seiner Angelegenheiten halber schriftlich an den lieberalen und wackern Minister Grafen Sedlniczki zu wenden.

Uebrigens werden Fremde, die sich durch Herausgabe freisinniger Schriften bekannt gemacht haben, bei der Wiener Polizei stets einen harten Stand haben, denn man hat sich einmal in Oestreich daran gewöhnt, solche Männer für gefährlich, oder wenigstens überflüssig zu halten; nur der Bauern, Kaufleute, Bürger und Pfaffen glaubt man zu bedürfen, und ich selbst wähne einen ungefährdeten längern Aufenthalt in jener Kaiserstadt nur einem sehr gewichtigen Empfehlungsschreiben verdanken zu dürfen.

Man braucht nicht die Schriften der Bensen, Sonnenfels, Henrici, Lotz, Jacob, Justi und vieler anderer Gelehrten,

welche mit Geist in dem Fache gearbeitet, studirt zu haben, nur dem Urtheile des gesunden Menschenverstandes vertraue man, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Wiener sogenannte hohe Polizei bedeutender Verbesserungen bedarf, wenn sie ihren eigentlichen Zwecken entsprechen soll.

Allein außer der hohen giebt es auch noch eine andere, die man im Gegensatze zu der vorigen die niedrige Polizei nennen möchte. Straßenpflaster und Säuberung, Beleuchtung, Aufsicht über Zwangsarbeits- und Besserungshäuser, Fiackers u. dgl. können füglich zur Kompetenz der niedrigen Polizei gezählt werden, welche in Wien so vortrefflich organisirt ist, daß sie in der That als ein Muster dargestellt zu werden verdient; nur die Aufsicht über die Freudendirnen ist höchst mangelhaft, doch darüber wird man in einem eigenen Artikel handeln.

Schnepfenstrich.

Nun will ich singen, was die Kraft
Allmächtig überwindet,
Bis Geist, und Trieb, und Lebenssaft
Mit Fleisch, und Mark verschwindet,
Dann, wie von der Tarantel Stich
Das inficirte Leben sich
Im Tanz mit H***n siechet.

Der wienersche Virgil.

* * *

Kaum hast du Wien betreten, guter Fremdling! so hörst du an öffentlichen Orten und allerwärts gar viel vom Schnepfenstriche verhandeln; er bleibt ebenfalls ein Haupt- und Lieblingsdiskurs der Kaiserstädter, weil man kein Beispiel kennt, deshalb von den sogenannten Naderern der hohen Polizei denunzirt worden zu sein.

Bist du nicht auf den Kopf gefallen, mein Freund! so wird dir bald genug klar werden,

welche Bewandtniß mit dem Schnepfenstriche es eigentlich habe; die Jagdlustigen verlassen größtentheils nie die Stadt, es ist kein scheues Federwildpret, welches sie verfolgen, diese Schnepfen fliehen nicht vor dem Jäger, sie stehen vielmehr seinem Rufe und sogar seinem Winke; sie werden nicht gerupft, nein sie rupfen sogar selber — und der langen Rede kurzer Sinn überhaupt ist die H***njagd, auf welche hier tagtäglich Fürsten und Grafen, Lyoner Ritter, Schneider=, Schustergesellen und Hausknechte im traulichstem Vereine ziehen.

Als das ergiebigste Revier stellen sich der Graben und Kohlmarkt dar, doch giebt es noch eine Menge untergeordneter Reviere in und außerhalb der Stadt.

Vornehme Hetären, welche im Bewußtsein, ihr ein Schnippchen schlagen zu dürfen, den Henker nach der hohen Polizei fragen, erscheinen, schon gegen Mittag, an prachtvollem und kostbarem Putze mit Damen des ersten Adels wetteifernd, bei den täglichen großen Schauparaden auf dem Graben und Kohl-

markte, doch kann dieser noch ein decenter Schnepfenstrich genannt werden, weil die Jäger mit dem Wilde nur freche Blicke, höchstens halblaute Worte scherzweise im Vorübergehen wechseln, und wenn es hoch kommt, endet ein momentanes, doch versteht sich am Rande, ganz ehrbares Rendezvous im Tempel des heil. Michaels am Ende des Kohlmarktes, unfern der kaiserl. Burg, die kleine Intrigue.

Entre chien et loup macht sich der galante Verkehr in diesen Gegenden schon lebhafter; die Lustnympfen der ersten Gattung finden sich nun auf dem Platze ein, ausgezeichnet reizende und jugendliche Gestalten in der Regel, die ihr Gewerbe mit ziemlichem Anstande treiben, und bald genug den Schwestern des zweiten Ranges das Terrain räumen, deren Orden theils aus passirten, verschmitzten Schönen, theils, unter deren Anführung, aus angehenden halb schüchternen Priesterinnen bestehen; der aimable roué nennt diesen zweiten Schnepfenstrich den pickantesten.

Mit eintretender Nacht erfüllt der verwor-

fenste Auswurf der Hetären die Straßen, doch mischen sich unter die Jäger, welche diesem verrufenen Wilde nachstreichen, häufig Herren, denen man, wenigstens ihrem Stande nach zu urtheilen, in der That einen bessern Geschmack zutrauen sollte.

Von der ungeheuren Zahl der in Wien lebenden Freudenmädchen kann man sich, hat man das Unwesen nicht an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit gehabt, schwerlich einen Begriff machen; sie steht zu der Gesammtbevölkerung der Kaiserstadt in gar keinem Verhältnisse, doch jene Zahl nur einigermaßen mit Bestimmtheit anzugeben vermag man um so weniger, da dieses selbst, und zwar zuverlässig, die hohe Polizei nicht im Stande ist. Ueberhaupt kann man das Benehmen dieser anderwärts sehr preislichen Behörde, hinsichtlich dieser Verhältnisse, nichts weniger als rühmen. Bekanntlich werden auch in Wien eigentliche Freudenhäuser nicht geduldet; der Legion der Dilettantinnen dagegen das Handwerk zu legen, dürfte in einer solchen Stadt, wo Epikur seit Jahrhunderten

sein Reich hat, unter die Unmöglichkeiten gehören; indeß bleibt das größte Unglück nur, daß jene Dilettantinnen nicht nur sehr mangelhaft, sondern im höchsten Grade willkürlich selbst kontrollirt werden. Weiß eine Hetäre ihren Bezirks-Polizei-Offizianten zu gewinnen, und ein Herenstück soll, diesen Zweck zu erreichen, nicht erforderlich sein, so drohen ihr so schnell keine Gefahren gewisser Art; wird aber ein galantes Nanerl oder Beberl einmal verhaftet, und hat das Mädchen einen Bekannten von ganzer, oder halber, oder auch nur geringer Celebrität, so geht der gute Mann zur Polizei und spricht: „Aber warum habt Ihr mir denn's Nanerl arretirt, sie ist 'n rechtschaffnes Mädel, nichtsweniger als eine Hure, sondern nur meine Nähterin und Wäscherin," worauf das unschuldige Nanerl gleich auf freien Fuß gesetzt wird.

Steigt das allgemeine Unwesen zur höchsten Potenz, so ergreift die Polizei wohl auf einmal die nächsten, besten paar hundert H***n, die ihr gerade unter die Hände kommen, dann werden die kranken Mädchen ins Hospital be-

fördert, die gesunden geborenen Wienerinnen nach einigen Tagen der Haft entlassen, und auswärtige Dilettantinnen auf dem sogenannten Schube aus der Hauptstadt entfernt. Allein die transportirten Schönen treffen, nach gemachter Luftveränderung und Verlauf weniger Wochen, alle wieder wohlbehalten in Wien ein und bringen auch wohl gar frische Rekruten mit, die nun alle freiwillige Dienste nehmen, wodurch das Heer der Venusvulgivaga, nach einer solchen Procedur, bald genug ansehnlich verstärkt sich darstellt.

Leicht kann man ermessen, welche Zerstörungen auf diese Weise syphilitische Krankheiten in der Hauptstadt anrichten müssen; jeder Jüngling von Ton kann sich rühmen, drei bis viermal wenigstens die sogenannte große Kur ausgestanden zu haben; doch diese gehört nicht ins Departement der humanen Polizeibehörde, die wohl beherziget, daß Charletane und Apotheker doch auch ums tägliche Brot den lieben Herregott bitten.

Ein Minister schlug dem zweiten Joseph einst vor, lieber die Einrichtung privi-

legirter Bordelle zu gestatten, doch lächelnd erwiderte der Kaiser: „Spannen Sie ein großes Tuch über Wien und seine Vorstadt, dann haben Sie gleich ohne Mühe — ein privilegirtes H***nhaus!“ Und wahrlich, Joseph hatte Recht.

Die Ritter von der blauen Erde.

Sie treiben, unfern der östreichischen Kaiserstadt, im neunzehnten Jahrhundert ihr Wesen, allein dieses ist keinesweges so dräuend und furchtbar gestaltet, als jenes der berühmten Ritter von der rothen Erde (der sogenannten heiligen Vehme) in Westphalen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert sich darstellte.

Etliche Meilen von Wien befindet sich ein Schloß, Sebenstein genannt, dessen geistesbeschränkter Eigenthümer, um die ihm erstaunlich lange Zeit zu tödten, auf den gerade nicht glücklichen Einfall gerieth, im Sinne des

Mittelalters — zu tändeln und zu spielen. Ein Narr macht zehn und noch mehrere; der Sebensteiner fand Freunde genug, die sich bereit zeigten, an der Komödie thätigen Antheil zu nehmen, und ein höchst bedeutender Bund, weder mit jenem der Illuminaten noch der freien Maurer vergleichbar, kam zu Stande.

Die Herren nannten sich, der Himmel mag wissen, warum? Ritter von der blauen Erde *), gaben sich untereinander allerlei an die erhabene Zeit des Faustrechts erinnernde Namen, als z. B. Theodor der Ochse, Fritz das Mondkalb u. s. w., und im

*) Die Benennung ist nicht ohne Umsicht gewählt, denn man erschaut auf jener Erde überhaupt des Unsinnes und der Dummheiten so viele, daß einem darüber allerdings blau vor den Augen werden möchte.

Das Morgenblatt berührte neulich, bei Gelegenheit einer Rezension des blöden Ritters, die Veranlassung, welche jene Parodie in's Leben rief, leise und zwar ungemein leise; nun es müssen die Feder eines Wiener Korrespondenten allerdings Rücksichten leiten, die dieses Buches Verfasser nicht kennt.

treuen Kostüme des Mittelalters versammelte sich diese respektabele Gesellschaft nun an gewissen Tagen auf der Burg Sebenstein. Des Burgherrn Kornschreiber übernahm die Rollen des Burgvogts, die Ochsenknechte aber stellten Thurmwächter, Kreiswärtel und Reisige vor. Nachdem allerlei Lappalien vorgenommen waren, setzten sich die modernen Ritter in dem mit Symbolen dekorirten Saal an den runden Tisch um die Humpen und soffen, in allen Stücken dem Geiste des Mittelalters treu, so lange, bis sie, ihrer stumpfen Sinne nicht mehr mächtig, von den Stühlen sanken.

Wenn zehnjährige Knaben sonst also tändelten, fiel es nicht auf; nun, das Spiel der großen Kinder befremdete gerade auch nicht, denn man wurde in neuern Zeiten in Deutschland ziemlich daran gewöhnt, Männer spielen *) und Knaben handeln zu sehen.

*) Daß der in Rede stehende Bund im strengsten Sinne des Wortes nichts weiter als Spielerei ist, und durchaus nie einen männerwerthen

Größere Sensation bewirkte, als endlich gar der E—g, J— unter dem Namen: Hanns v. De. sich in den Bund der Ritter von der blauen Erde aufnehmen ließ. Man erlaubt sich über die letztere erwiesene Thatsache durchaus kein vorschnelles Urtheil. Vielleicht that der P. den Schritt nur in der Absicht, Gelegenheit zu finden, jene Narrheiten in der Nähe beschauen zu können, und eine solche Neugierde bliebe sehr verzeihlich.

Man hörte längst auf, dem mittelalterthümlichen Sebensteiner Trinkbunde Aufmerksamkeit zu schenken, da brachte der bekannte derbwitzige Theaterdichter Hr. Adolf Bäurle, gerade während meiner Anwesenheit zu Wien, sein neuestes musikalisch-dra-

---

Zweck in's Auge faßte — davon wird Jeder leicht überzeugt sein, der die unerbittliche Strenge kennt, mit welcher die östreichische Regierung selbst den Schein geheimer Zusammenkünfte verfolgt. Selbst nicht Naturforscher dürfen sich versammeln, um sich über die erlesene Wissenschaft zu berathen und zu unterhalten; allein Narren erfreuen sich stets größerer Begünstigungen als — Gelehrte.

matisches Quodlibet, betitelt: der blöde Ritter, auf die Bühne der Leopoldstadt.

Dieser blöde Ritter stellt sich eigentlich als eine Parodie der bekannten Oper: Sargines dar, allein in der That werden durch sie die Ritter von der blauen Erde auf eine derbwitzige Weise höchst glücklich persiflirt *).

Der große Haufen des Wiener Publikums ist dermaßen — vernagelt, daß man ihn gleichsam mit der Nase auf eine Sache stoßen muß, wenn er deren Beziehung ahnen soll; erst nach der dritten Vorstellung des blöden Ritters begriff man seine Tendenz allgemein. Der Parodie wohnt übrigens vis comica im eigenthümlichen Lokalgeschmacke bei, und da ihr eine neue Garderobe, neue Dekorationen und ein Waffentanz von der Erfindung des Herrn Rainoldi zu Hülfe ka-

*) Der besonnene Bäurle, der sein Terrain recht genau kennt, dürfte ein solches Wagniß kaum unternommen haben, wenn ihn nicht ein höherer Impuls kühn gemacht hätte.

nen, so machte sie ausgezeichnetes Glück; das Stück wurde noch während meiner Anwesenheit in der Kaiserstadt vierzehn Abende hintereinander gegeben.

Bäder.

In balneis salus *)!

Der gebildete, Reinlichkeit liebende Fremde fühlt deren Bedürfniß hier gewiß lebhafter, als an irgend einem andern Orte; man verwahre sich so sorgfältig als möglich, der beschmutzende feine Kiessand, den die Winde der Tagesordnung uns in dichten Wolken zuführen, dringt bis auf den bloßen Leib.

Es giebt hier freilich mehrere öffentliche Bäder an beiden Ufern der Donau, deren Wasser zu diesem Zwecke benutzt wird; allein

*) Das neue Welpersche Bad an der Pommeranzenbrücke zu Berlin führt diese passende Inschrift an seiner Stirne.

außer dem Dianabad in der Leopoldstadt, wüßte ich keins zu nennen, welches sich durch besondere Eleganz und aufmerksame Bedienung ganz vorzüglich auszeichnete.

Indeß giebt es hier eine andere seltene Einrichtung, die ihrer Zweckmäßigkeit und ungemeinen Bequemlichkeit halber Beachtung und großes Lob verdient. Man kann nämlich in Wien zu jeder Zeit und unter allen Umständen alle Augenblicke baden, ohne daß man nöthig hat, über die Thürschwelle des eignen Wohnzimmers zu treten.

Die Sache verhält sich also. Man sendet nach der Badeanstalt, und läßt bloß die Stunde bemerken, in welcher man in seiner Behausung ein warmes Bad zu nehmen gedenkt; genau zur angezeigten Zeit erscheinen zwei Männer, die eine Wanne in unser Zimmer setzen, das nöthige Badewasser wird, in mehreren kleinen Fäßchen vertheilt, herbeigeschafft und in wenigen Minuten steht ein reinliches Bad, mit allem Zubehör, bereitet; wir steigen aus dem Bette, bedienen uns des-

selben, kehren sodann wieder in die Federn zurück, bezahlen in der That nur eine Kleinigkeit, und im Nu verschwinden Wanne und sämmtliche Baderequisiten, ganz ohne Geräusch, wieder aus der Stube.

Wir rathen jedem Fremden, sich dieser in einem hohen Grade bequemen Einrichtung zu bedienen, und er wird finden, daß sich Alles genau so verhält, wie wir es angegeben.

Die barmherzigen Brüder und die Elisabethinerinnen.

La véritable gloire est celle d'etre utile.

Dupaty.

* * *

Sie allein blieben mir die hochachtbarsten Männer in der großen Kaiserstadt, und vor diesen würdigen Brüdern entblößte ich stets voll wahrer Ehrfurcht das Haupt, wenn mir der eine oder der andere auf der Straße begegnete.

Ein edlerer Orden wurde nie gestiftet; selbst besuchen muß man eine solche Anstalt, um sich von dem großen allgemeinen Nutzen, den sie fördert, recht lebhaft zu überzeugen.

Das Kloster und Krankenhaus des Ordens befindet sich in der Leopoldstadt; das letztere enthält Raum für mehr als 100 Kranke, mit deren sorgfältigster Pflege sich ungefähr 60 edle Barmherzige beschäftigen. Die zweckmäßige und liebreichste Behandlung, die höchste Reinlichkeit und unbedingte Toleranz karakterisiren das Institut. Die Statuten des Ordens sind die weisesten und humansten, die je gegeben wurden.

Armuth, Krankheit und Elend begründen die Ansprüche zur unentgeltlichen Aufnahme in das Krankenhaus der Barmherzigen; nie darf berücksichtigt werden, welcher Nation oder Religion der Nothleidende angehört, man findet hier unglückliche Türken und Juden, welche neben kranken Christen von wahren Christen Hülfe, Labung und Trost erhalten; eigentlicher religiöser Zuspruch wird nur demje-

nigen gespendet, der ihn verlangt, und selbst der Anschein der Proselytenmacherei von den wackern Brüdern vermieden.

Nur etliche der barmherzigen Brüder sind römisch-katholische Priester, die andern alle Laien und unter ihnen bewährte Aerzte, Wundärzte, Pharmaceuten und Krankenwärter. Eine dahin einschlägige Qualifikation bleibt Haupterforderniß bei der Aufnahme; die schwere Pflicht erheischt den ganzen Aufwand einer nicht gewöhnlichen physischen Kraft, daher werden nur junge und gesunde Männer von dem Orden zur Aufnahme würdig erachtet; Leute, die das dreißigste Jahr überschritten, bleiben in der Regel von derselben ausgeschlossen. Das Novizenthum dauert zwei Jahre, nach deren Beendigung ist der Austritt verstattet, und wenn der Entschluß des Kandidaten nicht wankt, so binden sofort heilige Gelübde für die übrige Lebensdauer ihn zur Ausübung der heiligsten Pflichten. Welche Resignation, das ganze Dasein, ohne Nachtruhe, freudenlos, an den Lagern ekler Kranken hinzubringen! — nichts destoweniger stellen sich

die frommen Brüder stets heiter und frohen Muthes dar. Leicht läßt sich die Erscheinung erklären: das schöne Bewußtsein, Gutes und Nützliches vollbracht zu haben, beglückt edle Menschen schon allein und läßt sie keine Beschwerden fühlen. Wessen Herz eine schwere Schuld belastet, wer den Himmel mit sich zu versöhnen hat, suche Seelenruhe in den Reihen der Barmherzigen, und wenn nicht hier, so findet der Unglückliche sie nie.

Man hat anderwärts häufig diesen wohlthätigen Orden aufgehoben, aber sehr Unrecht hat man daran gethan; man prunke ja nicht mit pallaståhnlichen Krankenhäusern, die häufig erstanden, weil das Residenzstädtlein einer Zierde benöthigte; nie wird der arme Kranke von den Händen träger Söldlinge jene wohlthätige liebreiche Pflege empfahen, die höhere Ansichten und Pflichten den Orden der Barmherzigen üben lassen.

Die Zahl der von dieser frommen Brüderschaft zu Wien aufgenommenen Kranken beträgt oft in einem Jahre 3000. Leicht mag man ermessen, daß ein solches Unternehmen

bedeutende Summen verschlingt. Zwar beweisen der kaiserliche Hof und das zahlreiche Publikum dem Orden große Wohlthätigkeit, allein der Bedarf ist zu groß und der sehr würdige Prior befindet sich beinahe stets in sehr dringenden Verlegenheiten, aber die wackern Brüder darben eher selbst, als daß sie ihre armen Kranken nur die geringste Noth leiden ließen. Ihr, die des Schicksals Laune mit Gold überschüttet hat, öffnet einmal einem edlen Gefühle, wenn Ihr diese Blätter sehet, Eure Herzen und spendet ein kleines Scherflein von dem Ueberflusse, den Barmherzigen zu Wien; wahrlich keine Gabe kann ersprießlicher und zweckmäßiger verwendet werden. Könnte es mir gelingen, hierdurch dem Orden eine Unterstützung zu verschaffen, wahrlich — mir würden die bittern Früchte lieblich versüßt, jene Gallfrüchte, für die ich stets noch meine Wahrheiten alle austauschen mußte.

Die Barmherzigen sind im strengsten Sinne des Wortes die Samariter unserer Zeit, indeß ich die egoistischen Liquorianer mit den berüchtigten hart-

herzigen Priestern und Leviten der heiligen Schrift vergleichen möchte. Diesen stehen jetzt die Kassen vieler Vornehmen zu Gebot, indeß man jenen zuweilen nicht viel reichlichere Gaben, als dem Bettler an der Heerstraße reicht. O tempora! —

Neben ihrem Krankenhause haben die barmherzigen Brüder auch noch ein Reconvalescentenhaus in der Vorstadt Landstraße, welches von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1753 gestiftet wurde, und wohin sie ihre Genesenden bringen, damit im Kloster um so eher wieder Raum für neu eintretende Kranke werde.

Wenn es schon weniger ausgedehnt, so verdient nichts destoweniger das Krankenhaus der Elisabethiner-Nonnen in der Vorstadt Landstraße, jenem der barmherzigen Brüder an die Seite gestellt zu werden; die frommen Schwestern nehmen im Durchschnitte jährlich gegen 500 kranke Weibspersonen in ihre Anstalt auf, welche mit gleicher lobenswerther Sorgfalt gepflegt werden. Ein eigener Arzt und Wundarzt sind in die-

sem Krankenhause angestellt, und die Elisabethinerinnen haben hinsichtlich der Mittel des Aufwandes mit weniger Sorgen, als ihre ehrwürdigen Brüder, die Barmherzigen, zu kämpfen.

Kriecherei.

Kühn erhebt der freisinnige, seines innern Werthes bewußte Mann die Stirn, und mit Ruhe sieht man die gerade Bahn ihn wandeln. Der geistesbeschränkte, der in Vorurtheilen erzogene und von ihnen genährte Mensch ist stets ein geborner Sklave; seine Erbärmlichkeit fühlend, sucht er Schleichwege auf, durch Kriecherei hofft er die Pforte des Glückes sich zu öffnen.

Indignirend stellte sich mir die Furcht und Wohldienerei des subalternen östreichischen Staatsdieners gegen seine Vorgesetzten dar; lächeln muß ich aber jetzt noch, wenn ich an einen jungen Kavalier denke, der zu Wien in

demselben Gasthofe mit mir wohnte, und mich seines besondern Vertrauens würdigte, welches zu erlangen übrigens gar nicht meine Absicht war.

Der wenig versprechende und keineswegs hoffnungsvolle Jüngling, Praktikant bei einem Provinzialkreisamte, war nach der Kaiserstadt gereist, um die Protektion eines Herrn Präsidenten zu gewinnen, in dessen Händen das künftige Schicksal seines Lebens ruhte. Eines Tages trat er höchst freudig in meine Stube, und sprudelte mir folgende seltsame Rede entgegen: „Denken Sie, es geht alles vortrefflich; der Exzellenz-Herr (der Präsident) scheint mir immer mehr gewogen zu werden, er läßt sich gern schmeicheln, ich verstehe mich darauf, weiß mich zu winden, wie ein Ohrwurm; die Exzellenzfrau (die Präsidentin) bezeigt sich auch gnädig, ich werde jetzt beinahe alle Tage eingeladen und die (das) Exzellenzfräulein (des Präsidenten Tochter) wird roth bis an die Ohrenwaschel, wenns mich sieht. Herr Jegerl! wenn ich die (das) Exzellenzfräulein wegfischte, wär' ich 'n gemachter Kerl

und würde am Ende geheimer Rath; aber 's Allerbeste ist, daß mich auch der Erzellenz-bediente wohl leiden kann, der ist des Erzellenzherrn rechte Hand; ich drücke aber dem Erzellenzbedienten auch jeden Abend, wenn er mir die Stiegen (Treppen) herab leuchtet, n' fünfer (5 Gulden W. W.) in die Hand. Sagen's 'nmal, mach' ich meine Sache gescheid oder nicht?"

Ich erwiderte: Pfui Teufel! auf jener Erzellenzleiter, die Sie betreten haben werden Sie nie zu einer geistigen, noch vielweniger aber zu einer moralischen Erzellenz gelangen, mein Herr!

Der gute Junge glotzte mich mit großen Augen an, aber meiner Rede eigentlichen Sinn hatte er nicht zu fassen vermocht.

Liquorianer.

Im Uebel liegt oft selbst ein Gut verborgen, —
So schwand zur Zeit der Sklaverei
Manch' eingewurzelt' altes Vorurtheil,
Das nun das grause Haupt erhebt.
Schaut ihn den hagern Mann in schwarzer Kutte,
Den Mann, — der einstens Jesuit sich nannte.
Ihr wißt, weß schwarzen Geistes Kind er ist,
Und doch erhebt des bösen Vaters böses Kind,
Das Haupt nun stolz in dieser Kaiserstadt;
Das Kind gehört zur Gattung jener Kräuter,
Die giftig, schnell sich auf der Saat verbreiten.
Wie lange wird es dauern — ziehen wieder
Der Ablaßschacher und die Mönche durch das Land! —
Die weiten Säcke auf den breiten Rücken,
Brandschatzen sie, wie einst, die liebe Christenheit.
Der wilde Fanatismus regt sich wieder,
Und Feueropfer à la Huß zu schauen,
Wer weiß, ob dieses nicht bald möglich wird!
Propheten sah die letzte Zeit erstehen,
Die Herren nennen sich von Gott gesandt
Und schreien Ach und Weh dem, der's nicht glauben will.
Melpomene, sie haust in Gottes Tempel;
Die Religion, sie thront nicht in den Herzen,
Ach nein! — sie ist das Spiel der Mode nur.

* * *

Schon in meinem ohnlängst erschienenen Bockssprunge von Dresden nach Prag lieferte ich in Betreff des Wiederauflebens der Jesuiten im Oestreichischen einige Aufschlüsse; jetzt bin ich im Stande, darüber Näheres zu melden.

Jene Ordensgeistlichen, welchen zu Wien der sogenannte Passauer Hof zur Wohnung, und die Kirche zu Maria Stiegen, zur Ausübung ihres Gottesdienstes, in diesem Augenblicke eingeräumt sind, nennen sich zwar Redemptoristen oder in der neuesten Zeit noch lieber Liquorianer; allein ihren Statuten, ihrer Denk- und Handelsweise nach, sind sie nichts mehr und nichts weniger als Jesuiten; ja selbst die Tracht, und alle ehemalige eigenthümliche Gebräuche und Satzungen des verschollenen, aber nie gänzlich todten Ordens, wie im Großen, so in den unbedeutendsten Kleinigkeiten haben die Herren, als auf diesem Boden nunmehr wieder förmlich in ihre Rechte eingesetzt, beibehalten, nur der einstigen Benennung mochte sich die wiedergeborne Gesellschaft bis jetzt noch nicht bedienen *), doch nicht ganz dem

*) Auch die päpstliche Unfehlbarkeit würde leiden, wenn der Orden selbst dem Scheine nach, ganz so, wie er war, hergestellt würde; schon die jüngsten Vorgänger der Liquorianer nannten

Zeitgeiste trauend, der selbst einige seiner Stralen in die dunkelsten Winkel deutscher Staaten sendete.

Ueber die Zwecke des Jesuiterordens im Allgemeinen zu reden, hält man hier für gänzlich überflüssig, indem dieselben jedem gebildeten Leser ohnehin bekannt sind, und aus der Geschichte der Gesellschaft von selbst hervorgehen; allein Thatsachen zu berühren, die in Wien Jedermann dem Fremden bestätigen kann, dieses wird dem Autor nicht füglich verwehrt werden können.

Man weiß bereits, daß den Redemptoristen verstattet bleibt, sich in der Folge, wie einst, der Lehrstühle sämmtlicher hohen gelehrten, und selbst der niedern lateinischen Schulen in sämmtlichen östreichischen Staaten zu bemächtigen; doch fühlt die neue Gesellschaft

sich nicht ex societate Jesu, sondern: ex societate fidei Jesu. Diese Liquorianer behaupten übrigens etwas mehr als spitzfindig: Die Jesuiten seien gar nie aufgehoben, sondern nur unschuldig unterdrückt (suppressi) gewesen.

recht wohl, daß sie noch lange nicht zahlreich genug, und daß sie auch noch nicht die gehörige Konsistenz erlangt hat, die unumgänglich erforderlich ist, mit Konsequenz einen so wichtigen Zweig ihrer Wirksamkeit zu erfassen; indeß ergreift die Gesellschaft der frommen Väter die zweckmäßigsten Mittel, recht bald dahin zu gelangen.

Man sucht zuerst dem Orden viele Mitglieder zu gewinnen, allein es geschieht in der That mit Umsicht, und den alten Grundsätzen treu, nimmt man lediglich nur Subjekte auf, die entweder durch den Besitz bedeutender klingender Schätze, durch vorzügliche jugendliche Schöne, oder aber durch scharfen Verstand und große Wissenschaft sich auszeichnen *).

*) Ein Pater Professor aus der alten Gesellschaft Jesu führte einst an einem schönen Sommertage seine Schüler spazieren; einer derselben fragte den Lehrer: „Welche Eigenschaften, hochwürdiger Herr! muß derjenige haben, welcher Jesuit zu werden wünscht?“ —

Mein Sohn! erwiderte der Priester, indem er die eine Hand auf die Stirn, die andere aber auf die Geldtasche legte, entweder hier oder da muß

Wirklich ist es den frommen Vätern auch bisher schon gelungen, viele Novizen zu werben, welche ihren Anforderungen gänzlich entsprechen. Menschenkenntniß war dem Orden nie abzusprechen; Schwärmerei und Ehrgeiz, hinlänglich gereizt und bearbeitet, führen ihm Leute nach Wunsch, genug in die Arme; schon sind mehrere vermögliche Jünglinge, zum Theil aus guten und alten Geschlechtern, sein, und selbst ein Staatsbeamter zu Wien hat einem sehr einträglichen Amte und den angenehmsten Lebensverhältnissen entsagt, um Liguorianer zu heißen.

Man muß übrigens den Wienern zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie im Allgemeinen über die neue Gesellschaft der frommen Väter eben nicht große Freude zeigen; allein diese hoffen mit Recht Alles von der Zeit, und vermögen sich um so leichter zu trösten, da ihnen

---

man guten Vorrath besitzen, wenn man zur Aufnahme in den Orden gelangen will.

„Ei, rief der schalkhafte Schüler aus, indem er auf die Geldtasche klopfte, Ew. Hochwürden hatten gewiß hier allein recht guten Vorrath."

anderwärts außer dem Orden selbst mächtige Freunde leben, deren Kassen ihnen offen stehen; vor einigen Wochen erst hat ein bedeutender Mann, auf dem Todtbette, den Orden der Liquorianer zum Universalerben eingesetzt.

Die frommen Väter denken daran, sich einzurichten, und schon ist ihnen der Passauer Hof nicht mehr bequem und geräumig genug; sie beabsichtigen eine weitläufige Vergrößerung des Gebäudes, und der Kostenanschlag stellt sich bedeutend genug dar. Ein großer Mann fragte: „Aber woher, meine Herren! werden Sie das Geld zu Ihren beabsichtigten Bauten hernehmen? die Regierung meint, Sie könnten sich zuerst bequemen, man kann Ihnen keine neue Summen bewilligen." — O, erwidern die frommen Väter, wir benöthigen deren nicht, werden aber dennoch den Bau ausführen, denn der heiligen Kirche leben genug fromme Gönner und Freunde.

Uebrigens geben sich die Liquorianer durch Verbreitung von Flugschriften und Kanzelreden dennoch alle ersinnliche Mühe, das

Volk für sich zu stimmen; Ihrer Lehren einziger und steter Sinn bleibt:

„Einzig der Glaube macht selig, und wer sich erkühnet zu denken,
Und die Vernunft gar gebraucht, der ist auf ewig verdammt."

Während meiner Anwesenheit in Wien erschien aus der Feder eines Liquorianers wirklich eine Broschüre, welche den Titel führte: „Die Grenze der menschlichen Vernunft," und ein gewisser Pater Passy wird nicht müde, in dem angegebenen Geiste stets neue Produktchen zu liefern; auch von der Kanzel wird nach dem Ziele hingewirkt, und die Kontroverspredigten, nach altem Zuschnitte, gehören schon wieder zu den nicht seltenen Erscheinungen.

Nebenher vermengen die Liquorianer ihren Gottesdienst zu Maria Stiegen mit allerlei Schnurrpfeifereien, welche das Wesentliche des Kultus nicht bedingt. Vorzüglich stark in dieser Hinsicht trieben es die Herren in der Charwoche.

Das sogenannte heilige Grab hatten sie sich

in's geheim von einem gewissen Theatermeister einrichten lassen, um eine recht die Sinne ansprechende Dekoration darzustellen; brennender Spiritus erhellte allein das Dunkel, und bewirkte eine Art magischer Erleuchtung, auf schwarzem Grunde aber waren in güldener Schrift deutlich die Worte: „copiosa redemptio," zu lesen, Worte, deren Doppelsinn selbst dem Unbefangensten auffiel, und von dem triumphirenden Stolze der frommen Väter sattsam zeugte; ferner gab ein blühender Jüngling in der Gegend des hohen Altars den sogenannten Kreuzpartikel zu küssen, und ich sah, von Aergerniß mit Recht erfüllt, wie alternde Weiber inbrünstig und lange die Monstranz an den verwelkten Busen drückten, während ihre geilen Blicke die schönen Züge des jungen Liquorianers, welcher das Kleinod reichte, zu verschlingen drohten.

Ein anderer noch mehr anmuthiger und junger Redemptorist bettelte an des Tempels Pforte zum Besten der frommen Gesellschaft, und reichliche Spenden flogen auf seinen Teller.

Ein vertrauter Freund, welcher mich begleitet hatte, fragte leise, nachdem wir die Kirche verlassen:

„Wohin wird diese Thorheit uns noch führen?" Ich erwiderte eben so:

Zu bessern Dingen, als du vielleicht glaubst.

Der Menschen Welt — sie ist ein Wunderwesen,
Extreme bieten sich in ihr die Hand.
Wenn ächte Klugheit thront auf hohen Punkten —
Sie muß zur Thorheit dann sich wieder neigen,
Und eine lange noch so schwarze Nacht
Erleuchtet plötzlich oft ein heller Funke.
Der Menschen Geist — er bleibt sich ewig gleich,
Sein Streben folget ewigen Gesetzen —
Die Noth, nicht Worte — hemmen seinen Lauf,
Und wär' die Zeit nicht günstig uns gewesen —
Wir hätten nimmermehr sie reformirt —
Und Alles hängt von ihr, der Mächt'gen ab;
Behauptet sie gewaltsam ihre Rechte,
Dann reformiret sich — die Menschheit selbst.

Tempus asportat veritatem! — —

Kebsweiber und Roués.

Maitressen, glänzende Equipagen, schöne Hunde und ein kleines Heer kostbar gekleideter Bedienten zu halten, gehört zum Tone des hohen Adels; hierin strebt ein Grand dem andern es zuvorzuthun, (ein edler Wetteifer!) und der Besitzthum jener Dinge distinquirt die alte, stiftsfähige Race vor dem sogenannten Lyoner (unächten) Adel und vor der Kanaille im Allgemeinen.

Bei der Wahl der Kebsweiber werden lediglich Jugend und physische Vorzüge beachtet. Fällt einem Matador irgend ein junges, blühendes Mädchen in's Gesicht, deren Anblick seine Sinnlichkeit hinlänglich entflammt, so läßt er ihr ohne Umstände durch seinen Sekretär oder Kammerdiener Anträge gewisser Art machen, und der Papa Kanzellist oder Protokollist hält es in der Regel für ein

seltenes Glück und nicht gemeine Ehre, wenn die Tochter erklärte H**e des Fürsten X. oder Grafen Y. wird; zuweilen wird um das arme Ding, wie auf dem Constantinopolitanischen Sklavenmarkte, gefeilscht und gehandelt.

Kommt der Vertrag zu Stande, so wird das Schlachtopfer sofort dem neuen Gebieter übergeben; doch ein solches Schlachtopfer weiß sich bald genug in seine neue Lage zu finden, und fühlt sich in derselben nichtsweniger als unglücklich. Der Herr Fürst X. oder Graf Y. sind in der Regel großmüthig genug, dem installirten Kebsweibe ein kleines Kapital zu verschreiben; es werden dem Mädchen schöne Kleider und ein niedliches Schooßhündchen angeschafft; es bezieht eine eigene glänzende Wohnung u. s. w. Nun besucht der Grand seine H**e regelmäßig und tagtäglich zu gewissen Stunden, und es hängt von dem natürlichen Verstande und von der Art, wie es seine Reize geltend zu machen weiß, ab, ob das Mädchen den gnädigen Herrn längere oder kürzere Zeit fesselt, und ihn in einem höhern oder geringern Grade ausplündert.

Gewöhnlich aber bekommt der Herr Grand die unterhaltene Schöne zeitig satt, weil sie höhern geistigen und Conversationsgenuß nicht zu gewähren vermag, und für welchen der Gnädige ohnehin nicht empfänglich wäre. Sind die geilen Lüste erst gestillt, so besucht der Fürst oder Graf das Kebsweib ungemein selten, sie aber macht zur Ehre des hochadeligen Namens nach wie vor als seine H**e Figure, vergeudet, wenn Leichtsinn oder glühendes Temperament ihr beiwohnen, in den Armen der Roués, Abentheurer oder Soldaten dasjenige, was die Großmuth des Gnädigen gespendet, oder vermehrt, dem Spekulationsgeiste ergeben, ihr Kapital dadurch, daß sie reiche Gimpel unter und hinter der Hand in ihre Netze zu locken weiß. Eine Heirath pro forma mit einem armen dummen Teufel bedeckt am Ende das ganze Unwesen mit dem Mantel der christlichen Liebe.

Auch an Roués ist in Wien kein Mangel, allein ihnen das Prädikat: liebenswürdig (aimable) wie den Pariser Galgenstricken zu verleihen, kommt man hier in

keine Versuchung, und der wienerische Roué hat mit dem gallischen nichts als unmoralische Grundsätze gemein; feine Gewandtheit, angenehme gesellschaftliche Formen, Menschenkenntniß und sorgfältige Geistesbildung trifft man bei den erstern nie. Diese Roués sind häufig Menschen, die ursprünglich den ersten Ständen angehören; ihr Vermögen bei der Armee oder durch zwecklose Reisen vergeudeten, und die nun den ehemaligen unsinnigen Aufwand fortzusetzen streben, ohne über die hierzu nöthigen Mittel disponiren zu können, welche sie nun auf eine nicht gerade immer ehrenvolle Art zu ersetzen bemüht sind.

Die Beschäftigung dieser traurigen Roués, so wie der hoffnungsvollen, hochadeligen männlichen Jugend bleibt sich stets gleich. Durch ausgesuchte Näscherei suchen sie den Gaumen zu kitzeln, durch starke Getränke die Sinne zu benebeln; sie machen im Tempel des nur etwas modernisirten Kasperl auf Lustnymphen Jagd, kopiren den Britten zuweilen erbärmlich, und jagen zu Roß und Wagen durch die Jägerzeil und die

Alleen des Praters, daß man seines Lebens nicht sicher ist.

Auch selbst verarmten Junkern wohnt noch die Manie bei, Kebsweiber zu halten, und da es zur Bestreitung der kostspieligen Liebhaberei am Besten fehlt, so nehmen die Herren zu einer Procedur ihre Zuflucht, welche eben so häufig ist, als sie sich empörend darstellt.

Herabgekommene Roués suchen wenigstens, sorgfältig genug, den Schein der Wohlhabenheit zu erhalten, und locken durch diesen, wie es in der That reiche Kavaliers auch zu thun pflegen, junge reizende Mädchen aus der ärmern Klasse des Mittelstandes an sich; ein seidener Carbonarimantel, ein güldenes Kreuzlein und dergleichen Lappalien wirken unwiderstehlich auf die jungen Thörinnen; sie rennen blindlings in ihr Verderben, indem sie sich als förmlich unterhaltenes Kebsweib eines gnädigen hochadeligen Herrn für Zeit ihres Lebens geborgen glauben. Der gnädige Roué pflückt die Rose, allein sich und seiner magern Börse eine neue Last aufzubürden, liegt nicht im Plane; fängt die arme Betrogene an, den

Wüstling zu langweilen, so entzieht er ihr seine Unterstützung und legt dem Mädchen selbst Fallstricke, daß er sie der Untreue beschuldigen und mit guter Manier sich vom Halse schaffen kann, bei welcher Gelegenheit einem solchen hintergangenen Kebsweibchen gewöhnlich auch noch die Praetia affectionis, welche es früher erhalten hatte, abgenommen werden, und in Verzweiflung, von allen Mitteln, sich zuerst zu helfen, entblößt, sinken solche Mädchen dann gewöhnlich schnell in die Klasse der gemeinsten und verworfensten Lustnymphen hernieder.

Es bleibt hier scharf verpönt, über die Nase des Großmoguls zu sprechen; allein daß Schändlichkeiten dieser Art gerügt würden, wenn der Sünder nur einer gewissen Kaste angehört, davon hört man nicht.

Man schrieb oft von einer ganz ausgezeichneten Bieder- und Rechtlichkeit, welche den Wienern vorzugsweise eigen sein soll; allein der unbefangene Beobachter wird sich an Ort und Stelle bald zu überzeugen Gelegenheit finden, daß es in Wien gerade

so viel ehrliche Leute, aber auch so viel Schufte giebt, als in jeder andern großen, deutschen Residenzstadt.

Chronique scandaleuse.

Sie war das erste unheilbringende Geschenk, welches dem sogenannten kultivirtern Theile der Menschheit aus Pandorens *) berüchtigter Büchse entgegenflog; man findet sie in großen, wie in kleinen Städten; allein ihre verschiedenartige Gestaltung kann dem ächten

*) P. Fr. A. Nitsch sagt in seinem mythologischen Wörterbuche, von welchem ohnlängst Fr. G. Klopfer eine neue, vortreffliche Bearbeitung herausgab, sub. Art. Pandora sehr richtig: „Dieser Mythus bedeutet nichts mehr, als daß durch die Einführung der Künste und der Kultur unter das Menschengeschlecht, die hier in der Gestalt eines vollkommenen Frauenzimmers geschildert werden, Ungemach und Elend unter die Menschen einbrachen.“ — Die Herren Wiener mögen es mir selbst übrigens Dank wissen, daß ich hier Künste und Kultur, als unter ihnen einheimisch, annehme.

Psychologen wieder einen Maaßstab leihen, nach welchem er die Leutchen eines Ortes näher zu beurtheilen vermag.

Die Wiener Lästerchronik hat das Eigenthümliche, daß in ihr beinahe stets die hohe Polizei eine Rolle spielt, weil diese Behörde hier schon einmal nicht anders gewöhnt ist, als sich in Alles zu mischen, in jeden Unrath die große, feine Nase zu stecken. Man vernehme ein paar komische Beispiele.

Eine reizende, höchst liebenswürdige k. P***z***in fuhr dieses Jahr, als der Lenz gerade seine Anmuth zu entwickeln anhub, in den Prater. Das schöne Wetter lockte die Dame aus dem Wagen, und sie promenirte in der großen Allee mit ihrer Begleitung. Hier begegnete der P***z***in ein französischer Oberst, der sich erst seit kurzer Zeit in Wien aufhielt und, wie behauptet wurde, eigens nach der Kaiserstadt gereist war, den kleinen Napoleon von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Gallier trug ein frisch gepflücktes, duftiges Veilchenbouquet in der Hand, und der

Sitte seines galanten Vaterlandes treu, wagte er, Floras erste Kinder jener jungen Dame mit artigem Anstande zu überreichen, ohne übrigens derselben hohen Rang zu ahnen. Die P***z***in nahm das kleine Geschenk freundlich lächelnd an, indem sie verbindlich dankte, welches Benehmen den Offizier dermaßen bezauberte, daß er sich empfehlend, unwillkürlich ausrief: „Oh que vous êtez aimable, Mademoiselle!"

Die hohe Polizei gelangte zur Kenntniß dieses unbedeutenden Vorfalles und deutete dem Obersten des andern Tages in aller Frühe an, unverzüglich die Stadt zu verlassen.

Aus der kurzen Geschichte geht die beachtungswerthe Moral hervor, daß man zu Wien keiner vornehmen Dame einen Blumenstrauß überreichen, noch weniger aber sie liebenswürdig nennen darf.

Ein mehr noch besprochener Gegenstand des Tages blieb, während meines Aufenthaltes zu Wien, ein anderer hochwichtiger Vorfall.

Der fremde P**** von N****l, hier P**** von S****n genannt, steht überhaupt in Betreff der Sittlichkeit, keinesweges im besten Rufe, und unterhielt unter Anderm einen vertrauten Umgang mit zwei kostbaren Hetären jüdischer Abkunft, die Demoiselles K e * l heißen. Eines Abends im Theater befanden sich diese reizenden Kinder im Parterre, der P**** bemerkt sie oben in seiner Loge und winkt ihnen mehreremale freundlich zu, bis endlich das eine Mädchen, Artigkeitshalber, die Winke mit einem leisen: „Bon soir, mon p*****e!" erwidern zu müssen glaubte. Gleich wurden beide Mädchen von der Polizei arretirt und hochnothpeinlich inquirirt. Die eine Hetäre hatte freilich die Schicklichkeit verletzt, aber doch gewiß nicht in so hohem Grade als Monsieur le p****e selbst, und dessen Ehre wäre gerade minder gefährdet gewesen, hätte man in aller Stille die Sache abgemacht; im Gegentheile aber erregte sie nun großes Aufsehen und die Jüdinnen waren selbst noch verhaftet, als ich Wien verließ.

Der Graben und der Kohlmarkt.

Ruhm, Reichthum, Pracht, der Welt Beschwerde,
Vom Pöbel hoch verehrt,
Sind Wahn — und nicht des Herrn der Erde
Der Weisen, werth.

E. v. Kleist.

* * *

In dem einmal feststehenden Plane dieses Werkchens kann es unmöglich liegen, einzelne Theile und Plätze der östreichischen Kaiserstadt einer detaillirten Beschreibung zu würdigen, indessen glaubt man mit dem Graben und Kohlmarkte eine Ausnahme von der Regel machen zu müssen, indem gerade diese beiden Stadttheile es sind, welche den aufmerksamen Beobachter am richtigsten und schnellsten mit der Physiognomie und dem eigenthümlichen Karakter des wienerischen Wesens und Treibens im Allgemeinen vertraut zu machen vermögen.

Der Graben befindet sich beinahe in Mitte der Stadt, bildet ein ziemlich schmales Oblong und wird öffentlicher Platz genannt, aus ihm biegt man in den Kohlmarkt, der nur eine Straße mit 24 Häusern ist. Auf dem Graben steht die Dreifaltigkeits-säule, welche Leopold I. i. J. 1693 zum Andenken der verheerenden Pest d. Jahres 1679 setzen ließ. J. Pezzl nennt den Bildhauer Strudel als Verfertiger des Denkmales, ältere, glaubwürdige Werke aber schreiben sie Octavio Burnaccini zu. So viel Rühmens inländische Schriftsteller auch von dieser Statüe schon öfters machten, so ist doch die Wahrheit, daß das Kunstprodukt mehr von der korrupten Phantasie des Künstlers als von seinem lautern Geschmack zeugt; heilige Contrefaits, Engel, Kreuze, Fahnen, Wolken und andere Schnurrpfeifereien sind auf eine barocke, belachenswerthe Art zusammen gehäuft, und das Ganze stellt sich gegen den kleinen Platz als ein schwerfälliger Koloß dar. Der belebteste Fleck in dem ganzen großen Wien bleibt stets der Graben; hier drängen

sich zu jeder Zeit des Tages bunte Menschenmassen untereinander, die Erdgeschosse alle aber stellen Kaufläden dar, in welchen man die herrlichsten und neuesten Galanterie- und Putzwaaren in verschwenderischer blendender Hülle und Fülle und in der That ungemein geschmackvoll geordnet erblickt; beinahe jedes Haus bezeichnet hier ein gewöhnlich recht wacker gemaltes Schild, ein grüner Jäger folgt in der Schilderordnung einer reizenden Sklavin, dieser eine schöne Linzerin, der Herzog von Friedland ꝛc.

Der Graben liefert das Bild einer kleinen Welt und ist nach dem bekannten Prater das zweite Paradepferd der Wiener. An schönen Tagen gegen die Mittagsstunde promenirt der bedeutendste Theil der beau monde auf dem Graben und Kohlmarkte bis zur Michaelskirche und dann wieder retour; der Weg wird im dicksten Gedränge, zumal an Sonn- und Feiertagen, zurückgelegt, und man erblickt hier die bedeutendsten Schönheiten der Kaiserstadt zierlich und prachtvoll geschmückt, sehen und gesehen zu werden bleibt Haupt-

zweck; die berühmtesten Roués, Kebsweiber und Hetären fehlen bei der großen Schauparade nie; man stößt, drückt, wird gestoßen und gedrückt und kehrt erschöpft, mit Staub bedeckt, und von Schweiß triefend endlich nach Hause zurück, um sich auszukleiden, Wäsche zu wechseln und sich zu restauriren. — Das heißt großstädtischer Genuß! Jenes Getriebe auf dem Kohlmarkt und Graben, der seltene Glanz, Reichthum und Pracht, welche man dort entwickelt findet, ziehen anfangs jeden Fremden unwillkürlich an, allein der Neuheit Reiz schwindet, die ganze Komödie hört bald genug auf, den Philosophen zu interessiren. Man erblickt ewig nur dieselben Gesichter und Gestalten; hat man die Promenade einigemal in Gesellschaft eines ächten Wieners zurückgelegt, so weiß man die Namen der aufgeputzten feinen Herren und Damen bereits alle zu nennen und man verwundert sich, welchen Spaß die Leute daran finden können, hier tagtäglich, Jahr aus Jahr ein, durch die beschränkten Räume zu promeniren und zu paradiren.

Aehnliche Bemerkungen hatte, nachdem er

einige Wochen das Getriebe mit angeschaut, auf dem Graben ein Britte gemacht, indem er lachend ausrief: „Geht mir mit Euren Herrlichkeiten; es giebt in ganz Europa eigentlich nur zwei große Städte, London und Paris, die übrigen alle sind nur größere oder kleinere Krähwinkel! — —

Scientifisches Erziehungswesen.

Unorthographischer wird im Allgemeinen in keinem deutschen Staat jetzt mehr geschrieben, als im Oestreichischen; man erstaunt, wenn man in Briefen und Billeten, die aus der Feder dieses oder jenes Mannes, welcher entweder dem feinern Stande, oder aber gar dem eigentlichen Geschäftsleben angehört, Schnitzer und auch nichts als grobe Schnitzer findet; allein dieses dein Staunen, sinniger Fremder! wird schwinden, wenn du dich überzeugen magst, wie Wiens Pädagogik überhaupt beschaffen, und auf welche heillose Art namentlich in bei-

nahe sämmtlichen Schulen die Sprache des Vaterlandes vernachlässigt und verhunzt wird.

Ich besuchte zwei sogenannte Trivial=schulen in Wiens Vorstädten, und gelangte dort nach einem kurzen Aufenthalte zu der festen Ueberzeugung, daß man kühn eine hohe Prämie darauf setzen dürfte, eine trivialere und elendere Methode, dem Kinde das Buchstabiren beizubringen, als die hier herrschende zu erfinden; der Preis würde sicher unerledigt bleiben. Man quält die Kinder mit Definitionen der Buchstaben, was z. B. ein B oder P, ein D oder T ist u. s. w. halb zu Tode, und um das Lesen beizubringen, werden alle Silben des Worts abgebrochen und vom Kinde laut nachgesprochen, z. B. Ver — si — che — rung, und auf jede Sylbe gleichsam appuyirt. Auf diese Weise verlängert man einen ohnehin beschwerlichen Weg, statt ihn abzukürzen; längst verfolgt man allerwärts bessere, allgemein als zweckmäßiger anerkannte Methoden, allein hier bleibt man noch dem alten Schulmeister=Schlendrian wie vor hundert Jahren ergeben, woraus denn

höchst natürlich hervorgeht, daß es nirgend mehr erwachsene Menschen giebt, als in Wien, welche in ihrem Leben nicht recht buchstabiren und lesen, vielweniger aber richtig schreiben und sprechen lernen. Man besuche öffentliche Orte und höre dort Jemand eine Zeitung oder einen Brief vorlesen, man gehe in Predigten oder in kleinere Theater, und man wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich nicht grundlos und nicht zu viel behauptet habe. In den Kaffeehäusern werden die Zeitungen wirklich nicht gelesen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes buchstabirt; vor Verlauf von zwei Stunden legt der Wiener das einmal ergriffene neueste Zeitungsblatt selten aus der Hand.

Selbst in den Gymnasien und andern Lehranstalten geschieht für die vaterländische Sprache so viel als nichts, und die Lehrmethode ist im Allgemeinen die trockenste und ermüdendste, so daß durch sie selbst dem reifern Knaben Ekel vor dem Lernen im Allgemeinen erweckt werden muß; häufiges, gänzlich mechanisches Auswendiglernen ist an der Tagesordnung und

man scheint es darauf angelegt zu haben, den Jüngling möglichst lange zu verhindern, seinen Verstand wirklich zu gebrauchen und selbst zu denken.

Einer etwas vortheilhaftern Auszeichnung unter den Lehr- und Erziehungsanstalten der Kaiserstadt verdienen die k. k. Ingenieur-Akademie, die k. k. medicinisch-chirurgische-Josephinische Akademie, die k. k. orientalische Akademie und endlich, seiner Gemeinnützigkeit halber, das polytechnische Institut; dagegen hört man selbst von den Wienern nichts weniger loben als das Theresianum, wo ausschließlich nur adelige Jünglinge erzogen werden, und von jeher Onanie und Stupidität zu Hause waren.

Sämmtliche deutsche, katholische Universitäten befanden sich noch vor ungefähr zwanzig Jahren in einer höchst traurigen Verfassung; es hat sich seitdem viel geändert, und die Hochschulen von Würzburg, Landshut, Breslau und andere dürfen nun kühn mit den protestantischen hohen Schulen wetteifern, nicht so die wiener Universi-

tät. Die letztere steht noch auf jener niedrigen Stufe, von welcher sie sich nie bedeutend zu erheben vermochte, denn selbst einige Verbesserungen, welche diese hohe Schule dem weisen, zweiten Joseph zu verdanken hatte, sind längstens wieder eingegangen, und in diesem Augenblicke bleiben eine elende Methode des Unterrichts, ein schimpflicher Zwang, unter dem die akademischen Bürger schmachten, — einen solchen Zwang haben in höherm oder geringerm Grade freilich Zeitverhältnisse beinahe allerwärts herbeigeführt —, mittelmäßige Lehrer, parteiische und zwecklose Prüfungen, pedantisches Brotstudium u. dgl. karakteristische Züge der wiener Universität. Wie der Lehrstuhl der Gottesgelahrheit beschaffen, läßt sich leicht denken; das Studium der Rechtsgelehrtheit ist noch immer nach altem Schlendrian geformt, und hält alle Absurditäten des corpus juris, der Decretalen, und die Auslegungen der Cujacius, Bartholus und Baldus für Evangelia; von eigentlicher Philosophie kann gar keine

Rede sein; es ist ein Ding, das man hier nicht einmal dem Namen nach kennt, und einzig und allein das *Studium der Arzneiwissenschaft* stellt sich uns zweckmäßig und empfehlungswerth dar.

Nichts destoweniger dürfte die Universität sich vielleicht noch Glück wünschen, ihren nunmehrigen sehr mittelmäßigen Stand behaupten zu können, allein ihr droht ein naher, gänzlicher Verfall. Bald genug werden die frommen Väter, *Liquorianer*, sich ihrer Lehrstühle bemächtigen, und mit ihnen werden der alte scholastische Unsinn, die Barbarismen und Gallizismen der Jesuitischen Schule die geweihten Hallen zu abderitischen Ställen herabwürdigen, und man wird wie ehemals wieder disputiren: „An asinus existat, vel non existat? das heißt in freier deutscher Uebersetzung: ob der Esel wirklich ein Esel, oder aber ein lesender Professor sei?"

Bei einer solchen Gestaltung der Dinge kann man sich nicht wundern, wenn man selbst ausgezeichnete *wiener Schriftsteller* und *Dichter* im Felde der deutschen Rechtschrei-

bekunst so oft straucheln sieht, ungeachtet die Herren alle, wie ich mich selbst überzeugte, Adelungs Wörterbuch auf ihren Schreibtischen liegen haben.

Man wird mir einwerfen: „Aber Wien erzeugt dennoch wackere, wissenschaftlich-ausgebildete Köpfe, phantasiereiche Dichter, denen Geschmack nicht abzusprechen u. s. w. Wie aber ist dieses möglich, wenn es in der scientifischen Erziehung im Allgemeinen so arg fehlt?"

Ganz recht! aber man höre nur, wie sich ein wackerer, leider längst vergessener Schriftner des vorigen Jahrhunderts über diesen Gegenstand äußert:

„Es ist unmöglich, daß sich natürliche Fähigkeiten und Anlagen zum gesunden Menschenverstand und zu einer richtigen Urtheilskraft gänzlich unterdrücken lassen, wenn auch die Umstände noch so ungünstig, die R———— und die Erziehung noch so schlecht sei; es ist unmöglich, daß, wenn auch alle diese Hindernisse eintreten, nicht einzelne Menschen hier und da einen hellen Verstand, einen offenen

Kopf, Anlagen zum Witz und zum richtigen Denken zeigen. Es ist unmöglich, daß ein noch so rohes Volk nicht einzelne Schriftsteller von Werth, nicht isolirte Denker und Scharfköpfe hervorbringen sollte; wir wollen nicht Frankreich erwähnen, welches unter dem größten Drucke die größten Menschen aller Art erzeugte; wir wollen nur Spanien, wie es einst war, betrachten; lebte nicht unter Philipp II. ein Cervantes, ein Quevedo, ein Calderon, Lopez de Vega und Moreto? kann man noch mehr Philosophie, Witz, Geist und Scharfsinn vereinigen, als diese gigantischen Köpfe? und doch lebten sie unter einem Philipp, dem Zunftmeister der Despoten, und dem Virtuosen der Tyrannei; welch' freier Schwung der Gedanken, welche tiefe Welt- und Menschenkenntniß, welch' treffend Gemälde des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, welcher Reichthum von Witz in allen ihren Schriften! — Warum sollten Oestreicher nicht auch ihre Fähigkeiten zeigen und sich durch

Witz und Verstand auszeichnen können? aber wer kann mir einen einzigen gebornen Oestreicher und gebornen Wiener insbesondere zeigen, der jemals ein großer Staatsminister, oder ein großer Feldherr, ein philosophischer Schriftsteller oder ein praktischer Gelehrter von ausgezeichnetem Verdienste gewesen? — (? ?) *). Ich gestehe gerne ein, und bin weit davon entfernt, ungerecht, und parteiisch zu sein — Wien hat große Maler, gute Kupferstecher, große Dichter, gute Bildhauer; Wien hat einen Gluck und Maron, einen Denis und Blumauer hervorgebracht. Oestreich hat Leute von Verdienst in jeder Kunst; allein Kunsttalente sind von Fähigkeiten des Verstandes und der Urtheilskraft gänzlich verschieden, man kann ein Raphael sein und nicht wissen, daß der Mensch frei geboren; man kann die Peterskirche gebaut und die Alceste gemacht haben, und an Hexen und böse Geister glauben — man kann den Ossian vortrefflich über-

*) Jener Autor schrieb im Jahre 1789.

setzen und glauben, daß der Papst unfehlbar sei." —

Ob der Mann, der also schrieb, mit gesunden Augen sah, oder nicht? wir überlassen es lediglich unserm Publikum zur Beurtheilung. —

Reflexionen über Oestreichs politisches Verhalten hinsichtlich der neugriechischen Angelegenheiten.

Alle Maaßregeln, die ich zu Wien, ein aufmerksamer Beobachter, ergreifen sah, deuteten klar und unverkennbar darauf hin, daß man hier, ein ungemein friedfertiger Nachbar, das Interesse der Osmanen wahrnimmt, wo es nur immer angeht.

Dieses auffallende Benehmen zu vertheidigen, werden folgende Gründe angenommen:

Man glaubt den Türken noch immer Dank schuldig zu sein, weil sie Oestreich nicht bedroh-

ten, als dasselbe in den Jahren 1805 und 1809 in unselige anderwärtige Kämpfe verwickelt war.

Man fürchtet hier bei weitem mehr das Annähern und Ausbreiten der Russen auf einer gewissen Stelle, als jeden andern politischen Unfall.

Man meint schon deshalb die gerechte Sache der Neugriechen nicht billigen zu dürfen, weil dem östreichischen Scepter selbst Griechen unterworfen sind. Wie? frägt das wiener Publikum einseitig genug, hieße die Sache der türkischen Griechen unterstützen, nicht zu gleicher Zeit selbst eigene Unterthanen zum Aufruhr reizen?

Endlich widersetzen sich einflußreiche Feldherren und Staatsmänner schon ganz ernsthaft jeder hostilen Gesinnung gegen die Türken aus dem Grunde, weil die meisten der Herren großen Respekt vor den Herren der Pforte und deren überwiegender Kriegskunst hegen, auch die Unterstützung der Britten viel höher anschlagen, als sie es verdient. Ich hörte selbst solche Herren ungefähr folgen=

dermaßen raisonniren: „Die Türken (selbst vereint mit Rußland, und die Einwirkung der Häteristen nicht zu vergessen) aus Europa zu jagen, bleibt weiter nichts als eine unausführbare Chimäre; wir haben ja lange genug mit den Osmanen gekriegt, wir müssen das besser verstehen; der Verlust einer Armee und ungeheurer Summen waren stets die Resultate solcher Kriege, und die Sultane herrschten in Stambul nach wie vor."

Man erlaube mir diese Raisonnements der Reihe nach zu würdigen.

Im Jahre 1805 saß Selim III. noch auf dem Throne der Muselmanen; jeder gebildete Leser weiß, zu welchem hohen Grade dazumal schon in den türkischen Staaten die Anarchie gelangt war, selbst die kleinsten Paschas kündigten, einer nach dem andern, dem Sultan den Gehorsam auf und thaten, was sie mochten, indessen die Kriege mit Russen und Britten die intensive Kraft des Reiches ohnehin schon ungemein geschwächt hatten.

Durfte aber Oestreich unter solchen Verhältnissen schon im obigen Jahre von Seiten

der Pforte durchaus nichts befürchten, so war dieses noch weniger im Jahre 1809 der Fall. Stambul hatte in kaum mehr als einem Jahre (vom 29sten Mai 1807 bis 28sten Juli 1808) drei Sultane — Selim III., Mustapha IV. und endlich Mahmud II. — gesehen; noch wankte der Scepter in des letztern Hand, mit Mühe ging er geborgen aus einer Revolution hervor, die seinem kühnen Freunde, dem hochherzigen Mustapha Bairaktar, das Leben gekostet hatte, und der neue Sultan hatte wahrlich genug zu thun, die Ruhe im Innern seines Staates zu befestigen; wie hätte er an einen neuen Eroberungskrieg, an einen Einfall ins Land des feindlich gesinnten nächsten Nachbars denken können und mögen? —

Welche Verpflichtungen gegen die Türken legten demnach jene Momente dem östreichischen Kabinette auf, einem Kabinette, das übertriebener und ängstlicher politischer Gewissenhaftigkeit halber gerade nie verrufen war?

Eine gegründetere Besorgniß bleibt das mit Recht sehr zu befürchtende Umsichgreifen der Russen auf einem gewissen Punkte; allein

daß jene systematische Indolenz des östreichischen Kabinets jenes Uebel noch eher müsse fördern helfen, liegt so nahe und klar am Tage, daß man es für vergebliche Mühe halten würde, hier noch Beweise zu führen. Und wie — man frägt jeden Unbefangenen, der seiner fünf Sinne mächtig — wie könnte es wohl östreichischer Botmäßigkeit unterworfene Griechen zum Aufstand reizen, wenn ihr Monarch den bedrängten Landsleuten im Oriente zu Hülfe eilte? — die östreichischen Griechen sind ja nicht, wie dort ihre unglücklichen Brüder, unterdrückte Sklaven, sie genießen ja gleiche Unterthansrechte mit den übrigen Glaubensgenossen, und gerade wenn ihnen ein höherer und älterer schöner Nationalsinn beiwohnt, so würde das zu wünschende Ereigniß das Band fester ziehen, welches sie an einen gütigen, gerechten und toleranten Landesherrn bindet.

Was nun aber die allerletzte Hauptbedenklichkeit betrifft, so werde ich, weil ich sie wichtig achte, hiermit eine eigene wohl durchdachte kriegskünstlerische Abhandlung abdrucken lassen, welche dem Verständigen sich

im gegenwärtigen Augenblicke nothwendigerweise als interessant darstellen muß, und von der ich hoffen kann, daß kein ächter Kenner sie als nutzlose Hypothesenjagd übersehen wird.

Taktisch-strategischer Beweis, daß ein von den Oestreichern und Russen gemeinschaftlich geführter ernster Krieg nothwendigerweise das Ende des Reiches der Osmanen herbeiführen müsse; in Form eines Operationsplanes dargestellt.

Der k. k. östreichische Generalissimus, der hochberühmte Fürst Raimund Montecuculi — geb. 1608 zu Modena, gestorb. zu Linz 1681 — führt in seinen unschätzbaren besondern und geheimen Kriegsnachrichten mehrere alte Autoren an, welche über die Vertreibung der Türken aus Europa mit Umsicht geschrieben haben. Da ich mit Recht voraussetzen darf,

daß die interessanten militärischen Memoiren des F. Montecuculi (welche so viele unserer Zeit weit übertreffen) keinem jener Leser, für welche der folgende Aufsatz entworfen ist, unbekannt geblieben sein können, so rücke ich ohne Weiteres meinem eigentlichen Ziele näher.

Merkwürdig erscheint in der einmal in Anregung gebrachten Angelegenheit Montecuculis eigene Ueberzeugung, welche wir als Vordersatz vorzüglich zu berücksichtigen ersuchen. Der Fürst erklärte nämlich:

„Gleichwie die einfachsten Mittel gewöhn„lich die besten und der Verwirrung am we„nigsten unterworfen sind, also ist der Kaiser, „wenn ihm nur Polen zu Lande und „Italien zu Wasser beisteht, allein (!!) „stark genug, den Türken mit Krieg zu über„ziehen, ohne daß das Reich dabei etwas zu „thun von nöthen hat, als die kaiserlichen Län„der von hinten zu in Sicherheit zu setzen."

Ich bin kühn genug zu behaupten, und hoffe es auch genügend zu erweisen, daß der in dieser Hinsicht von Montecuculi vor 200 Jahren entworfene Plan, mit Modifi-

kationen, welche das spätere Zeitalter bedingt, auch jetzt noch der vernünftigste und ausführbarste bleibe.

Bei einer Vertreibung der Türken aus Europa käme es allerdings Oestreich zu, die wichtigste Rolle zu spielen und die größten Anstrengungen zu machen. An die Stelle Polens tritt Rußland mit einem großen Theile seiner Macht; dasjenige, was M. unter dem Reiche verstand, wäre Baiern. Jetzt im Besitze eines großen Theiles von Italien, könnte sich Oestreich von dorther selbst zu Wasser beistehen, in sofern dieses seine freilich nicht sehr bedeutende Marine möglich machte.

Montecuculi hat viel über die Art geschrieben, in welcher ein solcher Offensivkrieg gegen die Pforte in jeder Hinsicht am zweckmäßigsten geführt werden könnte. Seine sämmtlichen Sätze verrathen den ausgelernten Meister, aber seit M. schrieb, haben sich die politischen Verhältnisse und geographischen Grenzen der Staaten, von denen hier die Rede ist,

zu sehr verändert, die Kriegskunst hat zu mächtige Fortschritte gemacht, als daß Montecuculis Operationsplan in allen seinen Theilen jetzt noch mit Erfolg angewendet werden könnte; nichts destoweniger bin ich fest überzeugt, daß ein neu zu entwerfender Operationsplan nur dann gut und zweckmäßig ausfallen könnte, wenn er im Geiste jenes unsterblichen Feldherrn ausgearbeitet wäre. Ich werde es versuchen, einen solchen Gigantenplan — zu skizziren, indem ich aber unaufhörlich des großen Raimunds Genius zu verfolgen mich bestreben werde.

Fürst M. war der Meinung, man müsse sich zu jedem Kriege, besonders aber zu einem mit der Pforte, lange zuvor rüsten; nun ist es zwar freilich wahr, daß Philipp v. Macedonien seinen Krieg gegen die Perser zwei Jahre lang vorbereitet, daß in neuern Zeiten Heinrich IV., Ludwig XIV. und andere große Fürsten und Feldherren, viele Zeit raubende Anstalten ihren Kriegen vorangehen ließen; allein hätten diese Herren im neunzehnten Jahrhundert gelebt, sie würden anders

gehandelt, und M., als unser Zeitgenosse, anders geschrieben haben.

Waren lange Rüstungen einst hohe Weisheit, so sind sie dagegen nun größtentheils — reine Thorheit. Nach den Grundsätzen der heutigen Kriegskunst müssen Rüstung und Aufbruch einander unmittelbar die Hand reichen, und sie können es auch nach der Organisation der stehenden Heere unserer Zeit und nach Einführung des militärischen Simplifikationssystems in den Bedürfnissen der Heere.

Gerade ein halb wildes Volk, wie die Türken, müßte so schnell von allen Seiten angegriffen werden, als nur möglich.

Was die Rüstungen selbst betrifft, so wäre unserer Meinung nach eine ungewöhnlich starke Artillerie-Armee zu empfehlen, da, nach der neuesten und erprobtesten Art Krieg zu führen, gerade diese Waffengattung es ist, welche am wirksamsten entscheidet, und einem Volke um so fürchterlicher sein muß, welches gerade in diesem Theile der Kriegskunst gegen

die civilisirten Europäer noch am weitesten zurück ist.

Bekanntlich ist des Türken gefürchtetste Waffengattung seine Reiterei. M. widerrathet mit Recht, gegen diese Reiterei wenig leichte Kavallerie aufzustellen, und empfiehlt vorzugsweise den Gebrauch Kroatischer und Ungarischer Regimenter, welche die Ordre erhalten müßten: den fliehenden Feind zu verfolgen und vor dem angreifenden Feind zu fliehen. Wie sonderbar dieses auch lauten mag, schon Ambiorix erprobte die Zweckmäßigkeit einer solchen Maaßregel gegen eine an Gewandtheit und Stärke überlegene Reiterei, und Wallenstein ahmte diese Taktik viele Jahrhunderte später noch mit Frucht nach.

M. behauptet: „Unter allem Gewehre, dessen man sich zu Pferde bedient, ist die Lanze das beste, sie muß aber stark und wohlbeschlagen, und der Lanzier stark und ganz (wenigstens Brust und Rücken bemerken wir) geharnischt sein, dabei gute Pferde und einen ebnen, festen und wegsamen Grund haben.

Verhält sich alles auf diese Art, so theilt man denselben in kleine Schwadronen, worauf sie denn im Galopp auf den Feind losgehen, und einen Weg eröffnen, wodurch die eigentliche schwere Reiterei, welche jenen im Trabe nachfolgt, alsdann ebenfalls eindringen und ein großes Gemetzel anrichten kann. Wenn hingegen die Lanze die bemerkten Eigenschaften nicht hat, oder der Mann, das Pferd und der Boden nicht also beschaffen, wie angegeben, und mithin der Heftigkeit des Anrennens und des Angriffes nicht förderlich sind, so ist die Lanze zu nichts nütze. Angesehen, sich der Feind, wenn er sie anrücken sieht, alsofort öffnet, und der Spitze des Angriffes aus dem Wege weicht, darauf aber die Lanzenreiter umzingelt, und solche niederhaut, wie es der Schwedenkönig Gustaph Adolph in den letztern Kriegen wider die Polen machte; die schweren Unkosten, die man auf die Lanze wenden muß, und daß man solche, außer einer ordentlichen Feldschlacht, wenig gebrauchen kann, haben die Veranlassung gegeben, daß man dieselbe bei unsern Armeen beinahe ganz und

gar hat fahren lassen. Die Polen hingegen bedienen sich derselben noch beständig; allein sie theilen solche, bei einem Treffen in kleine Haufen von 25 oder 30 Pferden. Wer nun also deren ungefähr 1000 hätte, müßte 30 oder 40 kleine Schwadronen daraus machen, und wenn diese mit Nachdruck angeführt, und durch die Kürassiere secundirt würden, so könnten sie sehr viel ausrichten."

Die Maaßregeln, welche M. hier gegen die so sehr gefürchtete türkische Reiterei in Anregung gebracht hat, so wie der Gebrauch der Lanze nach seiner Angabe, vertragen sich nach unserer Ansicht ganz mit der heutigen kunstreichen Art Krieg zu führen. Ein großer Uebelstand unserer neuern Kriegskunst ist es gewiß, daß sie ihre Lanzenreiter lediglich als leichte Kavallerie bewaffnet, betrachtet und nützt; denn wie wir gerade mit Montecuculis Worten dargethan haben, so ist sie als solche in der That eine sehr unzuverlässige und unzweckmäßige Waffengattung, denn, um unsern Satz anzufechten, wird uns hoffentlich

kein gelehrter und erfahrener Militär die Kosaken nennen wollen.

Man las einmal in öffentlichen Blättern, daß bei der baierschen Armee, auf Anrathen des Feldmarschalls Fürst Wrede, ein Theil der Kürassiere schwere durchaus beschlagene Lanzen erhalten sollten; es scheint also, daß dieser kluge Feldherr, der es bewiesen hat, wie sehr vertraut er mit der neuesten Art Krieg zu führen ist, überzeugt sein muß, daß die Montecuculi'sche Lanze auch in unserer Zeit eine furchtbare und zweckmäßige Waffe sein könne.

Nach Vorausschickung dieser beiläufigen Notizen will ich mich nun an die Skizzirung eines Operationsplanes gegen die Türken wagen.

Eigentlich zwar müßte Oestreich sich in der Verfassung befinden, mit einer Flotte aus dem Adriatischen Meere auslaufen, um zuerst der Türkei auch zu Wasser den Krieg machen zu können; hiervon aber will man hier sogleich gänzlich Umgang nehmen, denn einmal hat Oestreich bis jetzt keine Seemacht von Belang,

und mit einer kleinen Kriegsflotte, ohne geübte Seesoldaten und Matrosen wäre hier nicht zu beginnen. Ferner bleibt es in der Kriegskunst, je größer und wichtiger das Objekt ist, welches wir bekriegen, ein um so unverzeihlicher und folgenreicherer Fehler, wenn wir unsere Kräfte zu sehr vereinzelnen, was bei doppelten Ausrüstungen zu Land und zu Wasser häufig genug geschieht.

Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß Constantinopel und somit die ganze Europäische Türkei fallen könnte, ohne zu Wasser angegriffen zu werden. Die Geschichte lehrt uns übrigens auch, daß Angriffe auf Constantinopel zu Wasser selten, ja eigentlich nur einmal vollkommen gelangen.

Nach meinem Plane müßte die Türkei zu Lande von zwei Seiten zugleich, und zwar von Oestreich in der Fronte, von Rußland aber in der linken Flanke angegriffen werden. Jede Macht müßte zwei Armeen, nämlich eine Operations- und dann eine ganz ungewöhnlich starke Reserve-Armee in's Feld stellen.

Die Basis, von welcher aus Oestreich zu operiren hätte, wäre seine Grenze an der Türkei, ihrer ganzen Länge nach.

Der rechte Flügel dieser Linie lehnte sich an Dalmatien, der linke an die russische Grenze.

Man spotte nicht zu früh über diese auffallende Extension; um mit Sicherheit und Nachdruck agiren zu können, wäre sie nöthig, und die Herstellung derselben nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit.

Die ungarische Nation müßte in Masse aufstehen, um ihre Grenzen zu decken; sie könnte und würde dieses thun, denn wenn der Hauptcoup gelänge, würde der ganze Krieg nicht lange dauern *).

Es müßten Maaßregeln getroffen werden, daß an der Grenze schnell Mannschaften von

*) Alle gebildete Ungarn, mit welchen ich Gelegenheit hatte, mich zu unterhalten, fand ich für die Sache der Neugriechen eingenommen, wie denn der feurige, freiheitsliebende Ungar überhaupt sich leicht für Großartiges entzündet. Mehrere, welche das Terrain genau kannten, fanden meine Ideen durchaus mit den Rücksichten, welche dasselbe bedingt, vereinbar.

einem Orte zum andern, wo es die Noth erforderte, auf Wagen zugefahren würden.

Vielleicht wäre die Errichtung einer fahrenden Infanterie, in der Art, wie sie die Engländer an ihren Küsten errichteten, als sie französische Landungen befürchteten, sehr zweckmäßig.

Belgrad wäre der Hauptwaffenplatz der östreichischen Armee und der Punkt, von welchem aus, wenigstens zu Anfange des Feldzuges, alle ihre Hauptoperationen geleitet werden müßten.

Reichhaltige Magazine *) und Waffenplätze wären ferner anzulegen in Rackersburg, Fünfkirchen, Temeswar, Peterwardein, Carlsburg, Klausenburg und an mehrern andern hierzu geschickten Orten.

Bender wäre der Hauptwaffenplatz der Russen, Ismail aber der Punkt, von dem

*) Im Geiste der neuern Kriegssysteme, ohne im Rücken Magazine zu haben, hier operiren zu wollen, würde den alliirten Mächten sicher Verderben bereiten.

aus sie ihre Operationen im Allgemeinen zuerst zu leiten hätten.

Der rechte Flügel der russischen Hauptstellung müßte ungefähr in der Gegend von Schernowetz seine Kommunikation mit dem linken Flügel der östreichischen Armee herstellen, der linke Flügel der Russen aber an das schwarze Meer sich lehnen.

Widdin wäre das erste Objekt, nach welchem man, sowohl von der östreichischen als russischen Grundlinie aus, zu streben hätte, Constantinopel selbst aber das zweite. Montecuculi sagte:

„Den Krieg gegen die Türken könnte man an keinem Orte vortheilhafter, als längs der Donau führen. Man kann nämlich die Maschinen, Artillerie, den Proviant und den Kriegsvorrath da leicht zu Wasser hinunter schaffen. Auch ist es eine allgemeine Regel, daß man sich der Flüsse, und besonders der großen, bemeistern soll. Dadurch bedeckt man die Erblande, man vollstreckt die Anschläge, und mit einer guten Kommunikations-Linie von einem Ort zu dem andern

und ohne etwas zu überhüpfen, ist man im Stande, sich der Galeeren und Barquen, welche die Kriegsverrichtungen zu Wasser befördern, mit besonderm Nutzen zu bedienen; vermittelst der Brücken, Fahrzeuge, platten Schiffe und Flosse kann man nach eigenem Gefallen auf einer oder der andern Seite des Flusses stehen. Dieses ist zu der Armee Sicherheit sehr gut, damit man desto mehr Fütterung haben, und um so viel besser im Stande sein möge, die Anschläge nach Belieben zu erwählen. Der Krieg kann auf solche Art überhaupt mit wenigern Kosten geführt werden.

Die Saw und die Draw fließen ebenfalls gegen Morgen, und daher ist uns das Wasser zur Zufuhr der benöthigten Sachen beförderlich, dem Türken hingegen zuwider."

Alle diese Vortheile würde die östreichische Operationsarmee bei ihrem Vordringen aus ihrer Basis längs der Donau nach Widdin hier genießen; allein dann freilich könnte nach meinem eigenthümlichen Operationsplane die Donau keinen fernern Vortheil gewähren,

weil mein Plan, nach der Wegnahme Widdins und nach hergestellter Kommunikation mit der russischen Operationsarmee, ein unbedingtes energisches Vordringen auf dem geraden Wege nach Constantinopel über Sophia und Philippopolis bedingt.

Von nun stellt sich uns Widdin als Hauptwaffenplatz der vereinigten Armeen, von dem aus alle Bewegungen geleitet, und mit welchem die sorgfältigste Kommunikation erhalten werden müßte, dar, so wie die Verbindung Widdins mit Belgrad mit einer zweckmäßigen Aengstlichkeit erhalten werden müßte.

Mein Operationsplan theilt auch eine gewisse Art Analogität mit jenem, nach welchem Napoleon im Jahre 1812 in Rußland agirte. So wie jetzt Ungarn, bildete dort Polen die erste Basis; das erste Objekt, auf welches man hinwirkte, war Smolensk, das zweite Moskwa. Man sage, was man wolle, auch jener Operationsplan war an und für sich vortrefflich, und hätte Napoleon nur jene bedeutenden Vorsichtsmaßregeln, welche

Montecuculi so angelegentlich empfiehlt, nicht gänzlich außer Acht gelassen, nie hätte ein rauher Winter seine Heere zerstört. Auf Originalität indeß vermag der angeregte Napoleonische Operationsplan durchaus keinen Anspruch zu machen; Karl XII. kriegte hundert Jahre früher ganz nach denselben Grundsätzen, denn auch er schlug bei Smolensk Peters Schaaren, und als dieser große Fürst ihm den Frieden anbot, lautete die Antwort: „In Moskwa werde ich ihn diktiren!"

Wäre der zwölfte Karl seinem ersten Plane treu geblieben, und hätte er sich nicht verleiten lassen, zuerst nach der Ukraine zu marschiren, so wäre Peter der Große in eine mißliche Lage gerathen, und der Schwedenkönig weder bei Pultawa noch anderwärts in diesem Feldzuge geschlagen worden.

Was aber mein Operationsplan gegen die Osmanen vor jenem angeregten gegen Rußland zuvor hat, ist der wichtige Umstand, daß auf das erste Objekt aus zwei verschiedenen Grundlinien, nämlich aus der östreichischen und russischen, in einem möglichst stum=

pfen Winkel hingewirkt wird, während M. bekanntlich und zu seinem größten Nachtheile in einem spitzen Dreiecke operirte.

Nun ist es Zeit, von der Art zu sprechen, in welcher die russische Operationsarmee wirken müßte.

Sie würde, wie schon oben bemerkt, von Ismail aus in die Türkei eindringen, und immer die Ufer der Donau fest haltend, ihren Marsch gegen Widdin hin fortsetzen. Da sie gegen die Strömung des Flusses sich bewegte, so gingen ihr freilich einige von den wesentlichsten Vortheilen verloren, welche Montecuculi sehr richtig den Armeen verspricht, welche ihre Bewegungen stromabwärts leiten; nichts destoweniger würde sie sich durch diese Art ihres Marsches sehr begünstigt sehen.

Es versteht sich am Rande, daß sowohl die russische als auch die östreichische Operationsarmee — nothwendigerweise muß man es wiederholen — sehr stark sein müßte, weil ihre Tendenz bliebe — die Türken zu forciren.

Die festen Plätze der Türken an der Donau müßten die Russen im ersten Augenblick zu überrumpeln suchen; wenn aber dieses nicht gelänge, solche ohne weiteres umgehen, da der Hauptzweck dieser Operationsarmee stets wäre: rasch vorwärts zu dringen, und die Kommunikation mit der von Belgrad vordringenden östreichischen Operationsarmee zu gewinnen.

Nichts destoweniger müßte aber die russische Armee die von Constantinopel andringenden Türken durch Scheinexpeditionen unaufhörlich zu trügen suchen, so daß der Feldherr der Osmanen stets über seines Feindes wahre Absicht in Zweifel stände, und schwer zu einem festen Entschlusse gelangen könnte, ob er seine Hauptmacht gegen Widdin den Oestreichern entgegen führen, oder aber das Vordringen der Russen zu verhindern suchen sollte.

Ein Meisterstück des russischen Feldherrn wäre es, wenn er die Türken von sich abzulenken, und sie künstlich zu disponiren verstände, sich gegen Widdin zu wenden; denn da das russische Heer auf einer Diagonale

marschirt, so wären in diesem Falle die Türken eo ipso überflügelt, könnten von den Oestreichern in der Fronte angegriffen, von den Russen aber in die rechte Flanke genommen und im Rücken bedroht werden, und das erste türkische Hauptheer müßte in diesem Falle nothwendigerweise zu Grunde gehen. Von keinem menschlichen Plane läßt sich das Gelingen mit voller Bestimmtheit behaupten, und es könnten demnach auch hier Umstände eintreten, welche die Sache mächtig verändern dürften.

So könnte z. B. die östreichische Operationsarmee Widdin glücklich wegnehmen, ohne daß es den Russen dagegen gelungen wäre, sich mit jener vereinigt zu haben. In diesem Falle möchte es am gerathensten sein, von östreichischer Seite den einmal feststehenden Plan zu verfolgen, und geraden Weges nach Sophia vorzudringen; der russische Feldherr aber müßte nun natürlicherweise seinen Marschkolonnen und über auptigen Operationen eine veränderte Direktion geben, und auf eine anderweitige Herstellung der Kommunikation hinarbeiten.

So könnte nun Sophia selbst der Punkt werden, in welchem man sich bequem vereinigen könnte. Wenn z. B. die Russen in der Gegend von Nikopoli sich links von der Donau ab und gegen Sophia hinwendeten, so bildeten die Marschdirektionen der Oestreicher von Widdin nach Sophia, und jene angegebene der Russen von der Donau her wieder einen stumpfen Winkel.

Doch genug — einen sublimen Operationsplan, in allen nöthigen Details ausgearbeitet, zu liefern, konnte hier unmöglich meine Absicht bleiben; doch werden die kühnen wenigen Grundzüge vielleicht hinreichen, in manchem sinnigen Leser die Ueberzeugung zu bestärken, daß die Verjagung der Türken aus Europa ohne Seemacht, dem vereinigten Oestreich und Rußland gelingen könnte und müßte.

Nachwort.

Bereits im Jahre 1818, als Niemand ahnete, welche hochwichtige Ereignisse in der allernächsten Zukunft die allgemeine Aufmerk-

samkeit nach dem Orient lenken würden, hatte ich die vorstehende kriegskünstlerische Skizze entworfen.

Nachdem ich im Jahre 1822 zu Wien zufällig die Bekanntschaft eines sehr geistreichen Mannes gemacht hatte, der in den jüngsten deutschen Befreiungskriegen als russischer Oberoffizier einer höhern Potenz — überwiegende Rücksichten müssen mich abhalten, hier seinen Namen zu nennen — mit Auszeichnung gedient und sich einen allgemeinen ehrenvollen Ruf erworben, kam ich auf den Einfall, jenem gewiß kompetenten Richter meine Arbeit vom Jahre 1818 vorzuzeigen. Der Aufsatz fand höhere Aufmerksamkeit, als ich je zu hoffen gewagt hatte; der ehemalige russische Führer gab mir sinnige und bedeutende Fingerzeige, nach welchen ich meine kriegskünstlerische Skizze — umarbeitete, und der würdige Mann selbst munterte mich auf, den Aufsatz in seiner neuen Gestalt abdrucken zu lassen. Ich verhehlte nicht, wie ich durchaus in Befolgung dieses Rathes keinen eigentlichen Zweck erschauen könne,

allein der ehemals bedeutende Mann sagte mir:

„Sie arbeiten schon dadurch allerdings auf einen hehren Zweck hin, indem Sie dazu beitragen, eine ausgemachte auf sich selbst dastehende Wahrheit mehr anzuregen und zu verbreiten, denn gerade solche gemeinnützige Unternehmen bestimmen die Ansichten der Nachwelt, und weisen ihr den Standpunkt an, von welchem aus sie das Handeln der Altvordern richtig zu würdigen wissen wird."

Weit entfernt, meiner Arbeit einen solchen ausgezeichneten Werth zuzutrauen, und wirklich zu glauben, sie könnte in irgend einer Zeit solche Resultate motiviren, so glaubte ich doch, aus Achtung für den dringenden Rath meines vornehmen edlen Freundes, demselben folgen und dieses kleine Memoire der Presse übergeben zu müssen; doch bitte ich kompetente Kunstrichter noch einmal und dringend, es lediglich als Skizze würdigen zu wollen.

Wien.

Ein historisch = physiognomisch = topographisch = statistisches Gemälde, als pas précipité ausgeführt.

Den eignen Weg mit Zuversicht zu gehen,
Mit eignen, hellen Augen nur zu sehen,
Dies führt allein ersprießlich uns zum Ziel!
Ein andres Streben bleibet — Kinderspiel.

* * *

Beim Durchstudiren aller über Wien vorhandenen Topographien u. dgl. drang sich mir gleich anfangs eine seltsame, aber nichts destoweniger richtige Bemerkung auf: die Topographen weichen mit ihren Nachrichten über keine andere große deutsche Stadt, so auffallend von einander ab, als hinsichtlich Wiens, und selbst sein bester Topograph irrt zuweilen eben so unbegreiflich, als die übrigen; einer

strebt den andern zu verbessern bis herab zum Verfasser der Notiz in unserm gemeinnützigen Conversationslexikon, allein gänzliche Verläßlichkeit erreichte bisher Keiner, wovon sich jeder sinnige Reisende, der die verschiedenen Angaben an Ort und Stelle mit Fleiß und Ruhe vergleicht, bald genug selbst überzeugen wird.

Topographie und Statistik sind meine Lieblingsfächer, und ich pflege bei meinen Forschungen einen neuen und eigenthümlichen, allein wie ich mir schmeichle, richtigen Weg zu verfolgen, und auch zu Wien blieb ich dem gewohnten Pfade treu.

Meiner Mühen Ausbeute war ein im Detail ausgearbeiteter Plan zu einer ganz neuen, vollständigen, nach einem andern Systeme durchgeführten Topographie von Wien, welchen ich dem Herrn Wallishauser, einem in der That sehr wackern, kenntnißreichen und einsichtsvollen Buchhändler, vorlegte.

Herr W. billigte meinen Plan in allen seinen Theilen und munterte mich auf eine eben so freundschaftliche als schmeichelhafte Weise

auf, das Werk selbst für seinen Verlag aus-zuarbeiten.

Wenn nun schon meine anderweitigen Verhältnisse und literarischen Verpflichtungen mir nicht erlaubten, in den gütigen Vorschlag des Herrn W. einzugehen, so setzen mich nun doch jene Vorarbeiten in den Stand, dem solidern Theile meines Lesepublikums durch den Meister Fuchs, eine, wie ich hoffe, nicht uninteressante historisch-topographisch-statistische Skizze Wiens zu überreichen. Leid bleibt mir übrigens, daß Mangel an Raum und der ursprüngliche Plan des gegenwärtigen Werkes mich nothwendigerweise bestimmen mußten, das zu entwerfende Gemälde als pas précipité auszuführen; lieber hätte ich mich bei dieser Arbeit freilich einer gedehntern, aber mehr systematischen Form überlassen, wenn ich auch nur der wenigern Leser Dank zu verdienen hätte hoffen dürfen.

* * *

Unsere neuern modernen Topographen pflegen jetzt immer mehr und mehr den geschichtlichen Theil der zu würdigenden Objekte un-

gemein nachlässig zu behandeln, und ihm höchstens einen mangelhaften Anhang einzuräumen. Die Herren lassen sich hierfalls, nach meiner Ueberzeugung, von einer sehr falschen Ansicht leiten; denn wollen wir mit irgend Jemanden in Unterhaltung oder Geschäftsverbindung treten, so bleibt es uns gleich angenehm als nützlich, zuerst von den frühern Schicksalen und Verhältnissen des Jemands unterrichtet zu sein, daher ich am zweckmäßigsten mein Gemälde Wiens mit einem leisen geschichtlichen Umrisse zu beginnen glauben kann.

Schon lange vorher, ehe Romas Legionen zum erstenmale bis an die Ufer der Donau vorrückten, soll sich an der Stelle Wiens eine wenn auch unbedeutende wendische Niederlassung befunden haben, welche die Eroberer Vindobona nannten.

Die Lage des Ortes erschien den Römern in militärischer Hinsicht vortheilhaft, sie setzten sich demnach hier fest, indem sie ein sogenanntes castrum stativum errichteten, welches eine Doppellegion zur Besatzung erhielt.

Unter dem Kaiser Gallienus überschritten die Markomannen die Donau, und eroberten mit ganz Ober = Pannonien auch Vindobona, woraus sie aber durch Kaiser Probus bald wieder verdrängt wurden.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts kam ganz Pannonien an einen gothischen Völkerstamm, die Rugier, welche das ehemalige römische Castrum, mit dem nun schon eine Art Stadt verbunden gewesen zu sein scheint, Faviana nannten, diese Benennung aber wandelte sich, wahrscheinlich der Kürze halber, bald in Viana oder Biena um, wovon allerdings das Wort Wien herstammen mag.

Später fiel das Biena der Rügen den barbarischen Hunnen in die Hände, welche erst gegen das Ende des achten Jahrhunderts durch Karl den Großen verjagt wurden.

Jeder gebildete Leser kennt ohnehin die Art und Weise, in welcher dieser hochmerkwürdige Fürst gegen eroberte Länder zu verfahren pflegte, und er blieb seinem Systeme auch jetzt treu; das heutige Oestreich wurde eine Markgraf-

schaft, die christliche Religion wurde eifrig verbreitet, die möglichste Kultur hergestellt.

Die Geschichte nennt einen Leopold von Babenberg (Bamberg), der um das Jahr 985 als Markgraf mit erblicher Würde in Oestreich Statt hielt.

Nichts Erhebliches weiß Clio nun, in Betreff Wiens, zu melden, bis auf den Markgrafen Heinrich II., der 1141 erst die Regierung antrat; allein schon bedeutender stellt sich diese Periode dar. Der zweite Heinrich vergrößerte die Stadt, erbaute zum erstenmale die Stephanskirche und eine Burg in Wien selbst, (bisher hatten die Markgrafen zu Medling, und dann auf dem Kahlenberg residirt), und stiftete das Kloster der Schotten; das Land ob der Enns wurde mit jenem unter der Enns vereinigt, und Heinrich hieß der erste Herzog von Ober- und Niederöstreich.

Noch mehr in Aufnahme kam Wien unter Herzog Leopold VII. (1198); es erhielt eine neue Burg, die Michaeliskirche, einen

Magistrat, dann förmliche Handels- und Stapelgerechtigkeit.

Dagegen fühlten Land und Stadt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Greuel innerlichen Zwiespalts; Herzog Friedrich II. regierte um diese Zeit. Gegen ihn bildete sich ein förmlicher Aufruhr, das Land forderte vom Kaiser Friedrich II. einen andern Regenten; dieser willfahrte, erklärte Wien für eine Reichsstadt und verfügte über den Herzog die Acht; allein dieser wußte (1240) sich seiner Provinzen und der Residenzstadt mit Gewalt wieder zu bemächtigen.

Das Haus der Babenberger erlosch mit Herzog Friedrich, und nur Oestreich war offenes Reichslehen.

Jetzt suchte sich der Pabst (Innocenz IV.) eifrig in die Sache zu mischen, allein alle seine feinen Intriguen scheiterten, und Oestreich blieb bis 1251 ein herrenloses Land. Zwar wollten die Stände nun selbst zur Wahl eines Regenten schreiten, allein durch Bestechungen und Schmeicheleien gelang es dem König

Wenzel von Böhmen, ihnen seinen Sohn Ottokar als solchen aufzudringen.

Der hohe Rudolph von Habsburg sah sich inzwischen mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt, und ihm mußte Ottokar (1276) weichen. Rudolph belehnte seinen Sohn Albert I. mit dem Herzogthum Oestreich, und das Geschlecht Habsburg glänzte von nun an auf diesem Throne.

Auch gegen diesen ihren neuen Regenten empörten sich die Wiener wieder, allein sie erlagen, und der erste Albert nahm Gelegenheit hiervon, eine uneingeschränktere Souveränität seiner Dynastie zu begründen.

Unter dem Herzoge und Kaiser Friedrich III. empörten sich die unruhigen Wiener zum drittenmale, allein auch dieser Aufruhr blieb zwecklos, weil dem Kaiser aus Böhmen ein Heer zu Hülfe geeilt war.

Im Jahre 1484 fiel Mathias Corvinus, Ungarns König, plötzlich in Oestreich ein, erorberte Land und Residenzstadt, hauste dort — als Sieger, starb aber zu Wien bereits im Jahre 1490.

Friedrichs Sohn, Maximilian, der neu erwählte römische Kaiser und rechtmäßige Prätendent des Herzogthums Oestreich, nahm den günstigen Augenblick wahr, sammelte schnell in Schwaben ein Heer und zog vor Wiens Mauern. Die Bürger öffneten ihm, nachdem die Ungarn geflohen waren, die Thore.

Maximilian war der erste, welcher sich den Titel: Erzherzog von Oestreich beilegte; er starb 1519 und hinterließ das Herzogthum seinem Enkel Ferdinand, der aber erst 1522 nach Wien kam und die dort unterbrochene Ordnung wieder herstellte. Diesem Ferdinand fiel auf eine rechtmäßige Weise und zwar durch Erbschaft die Krone Ungarns (1526) anheim; allein ob er auch in der That zu Preßburg feierlichst gekrönt worden war, so wählte nichts destoweniger ein Theil mißvergnügter Magnaten den Siebenbürgischen Fürsten Zapolya zum Könige, der, da er sich selbst zu schwach fühlte, diese Würde zu behaupten, sich den Osmanen in die Arme warf.

Offene Ohren und thätige Hülfe konnte in Stambul dazumal mit Recht zu finden hoffen, wer gegen Oestreich klagte. Angeblich Zapolyas Rechte zu vertheidigen, fiel der furchtbare Soliman an der Spitze eines Heeres von 300,000 Köpfen in Ungarn ein; ohne große Mühe drang er rasch vorwärts, und bald genug sahen Wiens Mauern den halben Mond.

Die Mittel, welche Ferdinanden zur Vertheidigung seiner Haupt- und Residenzstadt zu Gebote standen, waren in jeder Hinsicht sehr beschränkt; nichts destoweniger wurden alle Stürme der Belagerer muthig und glücklich abgeschlagen und die Osmanen mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nach Ferdinands Tode wechselten Max II., Rudolph II. und Mathias, sämmtlich deutsche Kaiser, auf dem östreichischen Throne, und ihnen folgte endlich der in der Geschichte wohlbekannte Ferdinand II.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser letztere Regent in seinem Staate die Protestan-

ten verfolgte, hätte Wien bald ein trauriges Loos bereitet.

Ein Heer protestantischer Böhmen, unter dem Grafen Mathias von Thurn, zog unter dem Vorwande, den unterdrückten Glaubensgenossen beizustehen, vor die Mauern der Stadt, worauf im Innern derselben Aufruhr ausbrach. Die protestantischen Einwohner drangen ungestüm genug in die Gemächer Ferdinands, und dieser sah sich hart bedrängt, als, wie ein deus ex machina, plötzlich 500 seiner Reiter, die sich durch List selbst in die Stadt geschwärzt hatten, auf dem Burgplatze erschienen und laut ihre Trommeten schmettern ließen. Dieser Zufall wandelte schnell die Lage der Dinge um; die Aufrührer mußten zu Kreuze kriechen, Mathias mit seinen Böhmen aber zog ab.

Im Jahre 1622, als bereits Leopold I. herrschte, wurde die sämmtliche Judenschaft aus Wien verjagt, und das war gut! — Die Judenstadt hieß von nun an Leopoldstadt.

Eine furchtbare Pest raffte im Jahre 1679

die Hälfte der Bevölkerung Wiens dahin, und in dieselbe Zeit fällt der Aufstand, welchen der berüchtigte Graf Töckely in Ungarn erregte. Wie einst Zapolya, wußte auch Töckely das volle Interesse der Türken für seine Sache zu gewinnen, und ein zweites ungeheures Heer zog im Frühjahr 1683 durch Ungarn nach Wien, der Kaiser und ein großer Theil der Einwohner flohen über Linz nach Passau.

Mit Wuth und Anstrengung fingen die Muselmanen die Belagerung der Kaiserstadt an; allein all' ihr Mühen scheiterte an der tapfern Beharrlichkeit der Besatzung, mit der sich die ganze wackere Bürgerschaft verbunden hatte.

Eine zu bekannte geschichtliche Thatsache bleibt die Art und Weise, in welcher der Herzog Karl von Lothringen, der brave polnische König J. Sobiesky und dann die hochherzigen Churfürsten von Baiern und Sachsen vereint Wien am 12. September (1683) entsetzten, als daß man nöthig hätte, in einige Erörterung einzugehen.

Ihre erste Straßenerleuchtung erhielt die Stadt 1688, und 1701 erschien zum erstenmal die Wiener Zeitung.

Im Jahre 1704 wurde um Wien die noch jetzt bestehende sogenannte Linie angelegt und eine öffentliche Bank errichtet.

Leopold I. starb 1705, ihm folgte Joseph I., welchem 1711 bereits Kaiser Karl VI. succedirte. 1713 raffte die Pest abermals gegen 9000 Einwohner Wiens dahin, seit jener Zeit aber hat sich keine Spur jenes gräulichen Uebels ferner im Oestreichischen gezeigt.

Papst Innocenz XIII. erhob 1722 das Bisthum Wien zu einem Erzbisthume. Im Jahre 1740 ging Karl VI. mit Tode ab.

Der männliche Stamm des edlen Hauses der Habsburger war erloschen, und des verstorbenen Kaisers ältere Tochter, Maria Theresia, vermählt mit Franz Stephan von Lothringen, gelangte zur Regierung. Zum erstenmale ein Weib, und zugleich auf Oestreichs, Böheims und Ungarns Thronen! Der Umstand war al-

lerdings geeignet, die Eifersucht und die nimmer schlafende Wuth, sich zu vergrößern, welche damals vielen Staatsgewalten beiwohnte, mächtiglich aufzureizen; allerwärts erhoben sich Prätendenten, welche dräuten, Theresien ihre Kronen streitig zu machen, und am gerechtesten mochten in Folge des Ferdinandschen Testamentes die Ansprüche des Churfürsten von Baiern sein. Doch genug! will der Topograph die historische Skizze einer Stadt liefern, so bleibt ihm nur verstattet, die Regentengeschichte des Landes insofern zu berühren, als sie bedeutend und unmittelbar in die seines Objektes eingreift, und so oft auch von dieser Regel schon abgewichen worden sein mag, so will man sich keines ähnlichen Fehlers schuldig machen.

Eine französisch-baiersche Armee überfiel (1741) Oestreich und nahm Linz weg; Wien zitterte, statt einer osmanischen nun eine christliche Armee vor seinen Mauern zu sehen, und dieselben Fahnen, welche ihm 58 Jahre früher Schutz und Rettung gebracht hatten, dräuten ihm nun Verderben, doch —

der Muth und die Weisheit eines reifen Mannes wohnten der jungen Königin bei, die Gefahr ging vorüber.

Von den vielen wissenschaftlichen Anstalten Wiens, welche ihr Dasein oder wenigstens ihre Verbesserung und Erweiterung M. Theresien verdanken, wird anderwärts die Rede sein, indeß zog unter ihrer Regierung (1752) statt der ehemaligen physischen nun eine moralische Pest, nämlich das verderbliche Zahlenlotto in die Hauptstadt und das ganze Land ein.

Theresia starb im Jahre 1780, und ihr Sohn und bisheriger Mitregent, Kaiser Joseph II., ergriff das mächtige Scepter; doch ihn wird ein eigener Aufsatz in diesem Buche einigermaßen zu würdigen suchen.

Der zweite Joseph segnete 1790 das Zeitliche, und ihm folgte Leopold II., sein ältester Bruder, in der Regierung, der aber nach Verlauf zweier Jahren schon starb und des Staates Ruder in den Händen seines ältesten Prinzen, des nunmehr regierenden Kaisers Franz I., zurückließ.

Meine sinnigen Leser alle sind Zeitgenossen dieses hochachtbaren, gerechten und geliebten Monarchen; ihnen die Drangsale, welche Wien unter dessen Regierung im Laufe der neuern Kriegszeiten erlitt, wiederkäuen zu wollen, wäre zweckloses Mühen; ganz Deutschland war aber auch gerührter Zeuge von der väterlichen Milde und der Weisheit, durch welche der erhabene Franz Alles aufbot, die Wunden zu heilen, welche ein unseliger, langwieriger Kampf seiner Hauptstadt und seinen Staaten überhaupt geschlagen hatte.

* * *

Wenn man nun damit anhebt, vorerst von Wiens Physiognomie zu sprechen, ehe man daran denkt, die versprochenen topographischen und statistischen Notizen zu liefern, so kann das Unternehmen doch gewiß nur ungemein befangene Leser befremden; denn verbindet man richtig mit dem Begriffe: „Physiognomie" das ganze Aeußere irgend eines Objektes, insofern dieses im Stande ist, einen ersten und allgemeinen Eindruck, eine summarische günstige oder un-

günstige Meinung von dem in Rede stehenden Gegenstande hervorzubringen, so bleiben frühere, sinnige Schriftsteller keinesweges zu tadeln, wenn sie an einzelnen Städten, ja wohl gar an ganzen Ländern selbst, Physiognomie wahrnehmen wollten.

Ins rechte Licht und in den günstigsten Standpunkt müssen Kenner und Künstler sich versetzen, wenn sie die Physiognomie eines Objekts prüfen und treffend beurtheilen wollen; und hinsichtlich Wiens bleibt als vorzüglichster Standpunkt der sogenannte Kahlenberg zu empfehlen.

Die Kaiserstadt mit ihren unübersehbaren Vorstädten, Thürmen und Pallästen allen, gewährt von hier aus in der That einen einzigen Anblick, dessen Großartigkeit ungemein imponirt.

Wiens Lage, seine nähern und entferntern Umgebungen sind idyllisch und romantisch zugleich; es stellt sich gleichsam in Mitte eines großen, anmuthigen und üppigen Gartens dar. Hohe Berge, welche das Thal umschließen, lachende Thäler, die sich zwischen

den Bergrücken hinziehen; schattige Haine, welche allerwärts sich wölben, jener deutsche, breite und majestätische Strom, der sich zwischen Auen und blumigen Wiesen hinwindet; und viele liebliche Rebengelände, die sich sanft von den Höhen in die Thäler herabsenken, bilden die karakteristischen Theile des ganzen unbeschreiblich reizenden Bildes.

Auf einer unbedeutenden Anhöhe am südlichen Ufer der Donau breitet sich Wien aus; es gleicht einigermaßen der Form eines Eies; die Länge beträgt, der allerneuesten Vermessung zufolge, gegen 3300 Klafter, die Breite aber 2700 Klafter, versteht sich mit Einschluß der Vorstädte.

Die Esplanade (Glacis) trennt die Stadt von den Vorstädten; sie bildet einen schönen mit Bäumen bepflanzten Wiesengrund, und wird nach allen Richtungen durch Fahr- und Fußwege beschnitten.

Kaum 1400 Gebäude zählt die Stadt, die Vorstädte dagegen nahe an 6000. In der Stadt zeichnen die Häuser Dauerhaftigkeit und vier bis fünf Stockwerke aus, in den

Vorstädten dagegen bemerkt man bloß zwei, höchstens drei Stockwerke; die ehemaligen Schindeldächer sind aber dort so ziemlich verschwunden.

Die Zahl und Eintheilung der Vorstädte wurde stets sehr mangelhaft und willkürlich angegeben; man rechnet deren in der neuesten Zeit gewöhnlich 33, die Regierung aber soll nur 22 in den Listen führen. Die Leopoldstadt, die Josephstadt, Mariahülf und die Wieden sind die vorzüglichsten und bemerkungswerthesten unter den Vorstädten.

Die Donau trennt sich eine Stunde ober Wien in verschiedene Arme, welche sich aber unter der Kaiserstadt wieder vereinigen.

Mehrere Brücken verbinden die Stadt mit den Vorstädten, unter denen sich die neuerbaute, ehemals Schlagbrücke genannt, als die schönste und bedeutendste auszeichnet.

Wien hat aufgehört, eine Festung zu sein, die dermaligen fortdauernden Demolirungen und Bauten versprechen ihr ein gefälligeres Ansehen.

Zwölf Thore führen aus der Stadt, welche 110 Straßen und Gassen hat, elf andere,

mit Polizeiwache besetzte Pforten durchbrechen die sogenannte Linie. Die Bauart der eigentlichen Stadt ist höchst unregelmäßig; beinahe alle Gassen sind äußerst eng, unbequem, finster und winklig.

Nur acht größere öffentliche Plätze zeichnen die Stadt aus, der Raum des größten selbst ist beschränkt.

Die Zahl der Einwohner in Wien und seinen Vorstädten kann im gegenwärtigen Augenblicke mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit mit Allem und in Allem auf 278,000 angegeben werden.

Unter den Einwohnern bemerkt man vorzugsweise viele Ungarn, dann Pohlen, Raizen, Kroaten, Wallachen, Moldauer, Griechen, Türken und Fremde aus allen Ländern Europas, aus welcher richtigen Angabe man auf die Verschiedenheit der Mundarten schließen mag, welche zu vernehmen in Wien sich allerwärts Gelegenheit darbietet.

Sogenannte Luxuspferde werden in der Kaiserstadt sehr viele gehalten, und die Hundeliebhaberei übersteigt alle Grenzen, ob=

schon man dieselbe von Seiten der Polizei sehr zu beschränken sucht; es befinden sich nach einem sehr glaubwürdigen Anschlage jetzt nicht minder als 14,000 Hunde innerhalb der Linien.

Ein gerechtes Erstaunen erwecken bei jedem Fremden, nach einer flüchtigen Uebersicht, die Jahreslisten der zu Wien consumirten Lebensmittel; ihre Zahl übersteigt bei weitem den verhältnißmäßigen Bedarf ähnlicher Bedürfnisse in allen übrigen Städten deutscher Länder, und man gelangt bald genug zu der festen Ueberzeugung, daß der Bauch der hochverehrteste Götze der Wiener sein müsse.

Aus ganz Ober= und Niederöstreich, aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, Salzburg, Friaul, Istrien, Venedig und Mailand werden regelmäßig Lebensmittel und Leckereien in Hülle und Fülle nach der Hauptstadt geschleppt, und doch kann man, allen Ernstes, wiener Hausfrauen recht bitterlich klagen hören, daß nach einer halbstündigen zufälligen Versäumniß auf den Märkten nichts Ordentliches zu erlangen wäre.

Von der, selbst in den neuesten Zeiten so oft und hoch gerühmten Wohlfeilheit aller zum menschlichen Leben gehörigen Bedürfnisse finden sich wenigstens jetzt zu Wien nur geringe Spuren. Zur Zeit, als die sogenannten Bankzettel bis auf 15 Procent herabgesunken waren, mochten sich diesfalsige Verhältnisse dem Ausländer, welcher mit goldgefüllter Börse nach der Kaiserstadt kam, freilich anders dargestellt haben; allein die nunmehrigen Einlösungs- und Anticipationsscheine erhalten sich in dem einmal gewonnenen Kurse, und man speist in ansehnlichen und soliden Gasthöfen im gegenwärtigen Augenblicke nicht wohlfeiler, als an einer Berliner oder Dresdener table d'hôte; eine anständige chambre garni nebst Kabinet kostet, selbst in der Leopoldstadt 50 – 60 fl. W. W., und ein moderner Rock von feinem Tuch, mit Seidenzeug gefüttert, kann unter 100 fl. W. W. nicht füglich angeschafft werden.

Wiens Bevölkerung befindet sich noch immer in Aufnahme, dagegen erscheint auch seine Mortalität, selbst verhältnißmäßig, un-

gemein bedeutender, als jene Leipzigs und jeder andern großen deutschen Stadt.

Die Zahl der Verstorbenen beträgt zu Wien täglich selten unter 12, häufig aber über 40.

Jene Eingeborenen, welche ungeregelte und unmäßige Lebensart, Excesse in der thierischen Liebe und das unsinnige Tanzen und Tollen nicht in des Lebens Frühlinge dahinraffen, unterliegen im Sommer ihres Daseins Lungenkrankheiten, oder der Schwindsucht, Auszehrung und Gicht, Folgen eines ungesunden Klimas, und der in den niedern Ständen allgemein herrschenden Unreinlichkeit. Kinder sterben äußerst häufig, bevor sie das erste Lebensjahr zurückgelegt haben.

Wem es darum zu thun ist, sich von der Kaiserstadt ausführlichere topographische und statistische Nachrichten zu verschaffen, den verweisen wir auf Johann Pezzls Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien, unstreitig unter den vorhandenen die beste, von welcher ehestens eine sechste Aufgabe erscheinen wird.

Ich nahm hier größtentheils nur solche Notizen auf, welche von Herrn Pezzl sehr bedeutend abweichen, allein ich habe dessenungeachtet nicht zu erwarten, einer Unrichtigkeit überwiesen zu werden, und begnüge mich hiermit, nun der kaiserlichen Burg, dann der merkwürdigsten Kirchen und Klöster der Stadt und Vorstädte in gedrängter Kürze zu erwähnen.

Die Hofburg ist in ihren Hauptgrundmauern (vorzüglich und ganz gewiß wenigstens der östliche Theil derselben) noch dieselbe, welche bereits der siebente Leopold gegen Ende des zwölften Jahrhunderts zu bauen anfing; seit jener Zeit erweiterten, verbesserten und pfuschten mehrere Regenten an dem Gebäude, allein wie denn viele Köche immer den Brei zu verderben pflegen, so auch hier; man bemerkt an der heutigen kaiserlichen Burg sparsam einige einzelne architektonische Schönheiten, aber das Ganze entstellen Unregelmäßigkeiten und der allerbarockste Geschmack; selbst J. Pezzl, ein nicht immer unbestochener Lobredner seiner Vaterstadt, schreibt

von dieser Burg: Sie sei von außen allerdings nicht sehr ansehnlich, und in diesem Betrachte seien die Palläste der meisten (aller) übrigen europäischen Fürsten sehenswürdiger.

Wahrlich die Erbauung einer neuen würdigen Kaiserwohnung thäte in Wien sehr noth; allein man hat bis jetzt dazu noch keine Anstalten bemerkt.

Uebrigens bleibt noch zu bemerken, daß sich in der Burg zwei eigene Kapellen befinden, wovon aber nur die eine zum gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst gebraucht wird, welche die Hofpfarre bildet, und zur Winterszeit an Sonn- und Feiertagen Morgens um 11 Uhr vom Hofe selbst mit großer Feierlichkeit besucht wird.

Außerdem giebt es in der eigentlichen Stadt Wien — neunzehn, dem katholischen Kultus geweihte Kirchen, von welchen, außer der erwähnten Burgpfarre, noch sieben andere Pfarren bilden.

Mönchsklöster befinden sich, mit Einschluß der Liquorianer — sieben, nur aber ein einziges Nonnenkloster, näm-

lich das der Ursulinerinnen in der Stadt.

Die erwähnten 19 Kirchen werden folgendermaßen benennt: 1) zu St. Stephan (Pfarre). 2) Zu St. Peter (Pf.) 3) Bei den Schotten (Pf. und Kloster). 4) Zu St. Michael (Pf. u. Klst.) 5) Bei den Augustinern (Pf., Klst. u. Hofkirche). 6) Bei den Kapuzinern (Klst.) 7) Auf dem Hof (Pf.) 8) Bei den Dominicanern (Pf. u. Klst.) 9) Universitätskirche. 10) Bei den Franciscanern (Klst.) 11) Kirche der Italiener. 12) Zu St. Anna. 13) Kirche des Savoyischen adelig-weltlichen Damenstiftes. 14) Bei St. Ruprecht. 15) Kirche des deutschen Ordens. 16) Bei den Maltheseern. 17) Zu Maria Stiegen (Klst. nun den P. Liguorianern eingeräumt). 18) Zu St. Salvator, und endlich 19) Kirche des Ursuliner-Nonnenklosters.

Ohne einige nähere Erwähnung kann man folgende Tempel nicht füglich übergehen:

I) Die St. Stephans- ist die Metropolitankirche Wiens — in der That ein ungemein großes, majestätisches, altergraues Gebäude in rein gothischem Style aufgeführt, welches die ganze Stadt überragt; 18 freistehende große Säulen unterstützen das Gewölbe. Feierlich ernst und düster ist das Aeußere und Innere des Tempels, eine gewisse Großartigkeit ist der herrschende Karakter des Ganzen, welcher zumal bei dem ersten Anblick einen nicht gewöhnlichen Impuls auf den Fremden übt; besonders bringt das Anschauen der kolossalen schwarzen Steinmasse im klaren Mondscheine einen ganz eigenen Eindruck hervor.

Man zählt in der St. Stephanskirche acht und dreißig Altäre von Marmor mit einigen recht wackern Gemälden; vorzüglich bemerkenswerth in derselben bleiben die Grabmale Kaiser Friedrichs IV. und des berühmten Helden Eugen von Savoyen.

Seltsam, aber wahr bleibt es, daß in der Gruft der Stephanskirche alle verstorbene Mitglieder des regierenden Hauses förmlich aus-

geweidet und zerstückelt werden, weil drei Kirchen ein Recht auf einen Theil der kaiserlichen Leiche haben: Die Hofkirche bekommt das Herz, St. Stephan die Eingeweide, und der Ueberreste des Leichnams endlich dürfen sich die Kapuciner bemächtigen.

Der Stephansthurm ist 434 Fuß hoch und gewährt ebenfalls einen höchst imposanten Anblick; mehr als 700 Stufen führen zur Spitze; der Thurm neigt sich sichtbar nordwärts, doch soll, nach Aussage der Bauverständigen, bis jetzt noch nicht Gefahr des Einstürzens drohen.

II) Die Kirche zu St. Peter befindet sich auf dem Platze gleichen Namens und bleibt erwähnungswerth, weil sie in italischem Geschmacke erbaut, und als Nachahmung der Peterskirche zu Rom der Bau als sehr gelungen genannt zu werden verdient.

III) Der Tempel zu St. Michael ist hinsichtlich seines Innern, einer der gefälligsten, freundlichsten und hellsten in der Kaiserstadt, und bewahrt einige brave Gemälde von Unterberger, Bock und Carl Carloni.

IV) Die Augustinerkirche verdankt ihre Celebrität vorzugsweise einem Denkmale von dem berühmten Canova, welches im Jahre 1805 der nun seit kurzem verstorbene Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin der Erzherzogin Christine von Oestreich setzen ließ, und welchem mit vollem Recht und zwar allgemein ein Rang unter den ersten diessfalsigen in Europa vorhandenen Kunstwerken angewiesen wird. Ich halte eine nähere Beschreibung des berühmten Monumentes hier für zwecklos, weil man eine solche weitläufig genug in J. Pezzls Topographie und in mehrern andern Schriften findet; auch pflichte ich aus innerer Ueberzeugung ganz der Meinung eines früher reisenden Philosophen bei, der sich also äußerte:

„Ueber den ästhetischen Werth eines solchen Kunstwerkes absprechen, das will ich den zahllosen in der Welt umher reisenden Narren überlassen, die sich anmaßen, gefühlvollen Naturmenschen vorschreiben zu wollen, was schön sei oder nicht. Nichts Einfältigeres kann ich mir denken, als die Beschreibung eines

Kunstwerkes zu lesen, was man nicht sieht. Die Regeln in der Kunst sind für den Künstler, sein Produkt ist für den Zuschauer vorhanden. Jene Regeln bringen wahre Künstler mit auf die Welt, und wer die entgegengesetzten befolgt, wird ewig ein Copist bleiben."

Manche Stunde vollbrachte ich zu Wien vor Canovas meisterhafter Schöpfung, allein mit der tiefsten Indignation erfüllte mich stets der Umstand, daß jenes herrliche Monument dermaßen mit Staub und s. v. Dreck bedeckt ist, daß man die an den Olymp mahnenden zarten Formen bald gar nicht mehr zu unterscheiden im Stande sein wird; diese Nachlässigkeit karakterisirt Wien mit einem Zuge treffend genug.

Die unirten und nicht unirten Griechen haben in der eigentlichen Stadt Wien zwei besondere Kirchen; die evangelisch-lutherische und die reformirte Gemeinde Bethäuser und die Juden endlich eine Synagoge.

In den Vorstädten befinden sich im Gan-

zen 16 größere Gotteshäuser, die Kapellen nicht mit eingerechnet, von welchen allen aber nur der Kirche zu St. Karl, auf der Straße nach dem Rennweg, hier eine besondere Auszeichnung werden kann.

Dieser Tempel befindet sich auf einem freien Platze, und ist meines Erachtens, hinsichtlich der äußern sowohl als der innern Bauart, der schönste in Wien. K. Karl VI. ließ ihn nach dem Modell der Rotunda im Jahre 1713, nachdem die Pest in der Residenzstadt große Verheerungen angerichtet hatte, durch Fischer v. Erlach ex voto erbauen, daher auch die Inschrift am Giebel des Gebäudes: „Vota mea reddam Domino in conspectu timentium eum." (Psal. XXI.)

Das Gotteshaus hat eine 15 Klafter hohe, 10 Kl. breite, von außen aber 38 Kl. hohe, mit Kupfer gedeckte Kuppel, das Hauptportal wird von 6 korinthischen Säulen unterstützt; zu beiden Seiten sind zwei vorspringende dorische Säulen angebracht, von 41 Fuß Höhe und 14 Fuß im Durchschnitte; sie sind inwendig hohl und mit Wendeltreppen versehen,

welche bis zu den Kapitälern führen und vergoldete, aus Erz gegossene Adler tragen; diese Säulen scheinen übrigens in keinem Verhältnisse zu dem Ganzen zu stehen.

Das Aeußere der Karlskirche mahnt lebhaft an eine türkische Moschee, selbst die Minarets werden durch die erwähnten Säulen ersetzt.

Die Gemälde im Innern sind von Schuppen, Gran, Rothmayer, Ricci und Pellegri, auch befindet sich in dieser Kirche ein dem bekannten Dichter H. v. Collin gesetztes Denkmal.

Schließlich halte ich es für zweckmäßig, dem Leser eine summarische Uebersicht der zu Wien sich befindlichen, zum Theil sehr sehenswerthen Wohlthätigkeits-, Lehr- und Erziehungsanstalten zu geben, dann der Sammlungen zum Behufe der Wissenschaften und Kunst zu erwähnen.

Als Wohlthätigkeitsanstalten führt man hiermit auf:

1) Das Armeninstitut, 2) die östreichische Sparkasse, 3) das Ver-

satzamt, 4) das Findelhaus, 5) das Waisenhaus, 6) das Gebährhaus, 7) das Taubstummeninstitut, 8) das Blindeninstitut, 9) das Institut für arme Kinder, 10) das Bürgerspital, 11) die Rettungsanstalt für verunglückte Todtscheinende, 12) das allgemeine Krankenhaus, 13) das Irrenhaus, 14) das Handlungs-, Kranken- und Verpflegungshaus, 15) das Versorgungshaus für Unheilbare, 16) das Judenspital und endlich 17) das Arrestantenspital.

Außer jenen Lehr- und Erziehungsanstalten, von welchen anderwärts insbesondere Meldung geschehen wird, befinden sich zu Wien noch folgende:

1) Das erzbischöfliche Seminarium, 2) das Institut zur höhern Bildung der Weltpriester, 3) das Convict, 4) das Kollegium der Pazmaniten, 5) das Löwenburgsche Kollegium, 6) das Mädchenpensionat zur Bildung der Lehrerinnen, 7) Pensionat für Of-

fizierstöchter in Hernals und 8) die Schule der Ursulinerinnen.

Unter den Sammlungen zum Behufe der Wissenschaften und Kunst gebührt den Bibliotheken der erste Rang.

Ein in der That schönes und prachtvolles Gebäude am Josephsplatze enthält die k. k. Hofbibliothek, allein interessanter noch als das Aeußere erscheint das Innere dieses Pallastes. Einen herrlichen und überraschenden Anblick vorzüglich gewährt der große und herrliche Büchersaal mit seinen Gallerien; er hat 240 Fuß in der Länge und 54 in der Breite, und bildet ein Oblong, in dessen Mitte sich eine ovale Kuppel befindet. Die Statüe K. Karl VI., der dieses Gebäude aufführen ließ *), in Lebensgröße aus weißem cararischen Marmor gebildet, und 12 andere Statüen der Regenten aus Habsbur-

*) Eigentlicher erster Stifter der k. k. Hofbibliothek war Kaiser Maximilian I., allein sowohl unter ihm als auch unter seinen Nachfolgern: Rudolph II., Ferdinand III. und Leopold I. war die Celebrität des Instituts noch nicht sehr bedeutend.

gischem Stamme von Rudolpha, zieren den merkwürdigen Saal.

Marmor, Gold und Malereien sind an dieses Gemach aber nicht ohne Geschmack verschwendet.

Schon zu des zweiten Josephs Zeiten wurde die Zahl der Bände auf 300,000 angegeben, allein die k. k. Hofbibliothek hat seit jener Zeit reichlichen Zuwachs erhalten. Mehrere tausend zum Theil sehr merkwürdige Manuscripte werden in zwei eignen Zimmern aufbewahrt, und auch gegen 800 mit seltenen Kupferstichen gefüllte Bände sind vorhanden. Zur Anschaffung neuer kostbarer Werke sind jetzt für jedes Jahr 15,000 fl. klingende Münze bestimmt. Die Bibliothek steht, außer Sonn- und Festtagen, Vor- und Nachmittags dem gebildeten Publikum offen.

Wären überhaupt Bibliotheken hinreichend, Kenntnisse und Humanität zu verbreiten und das hehre Reich des Wissens zu erweitern, wahrlich Wien stünde auf einer hohen Stufe geistiger Kultur; denn außer der großen Hofbibliothek giebt es noch eine Menge anderer,

welche bedeutende Schätze enthalten, von welchen man hier bloß die der Universität, der Schotten, der Dominicaner, der Augustiner, dann die Büchersammlungen des Fürsten Johann v. Liechtenstein (36,000 Bände stark) und des Fürsten Niklas Esterhazy, ferner die der Grafen Teleky, Harrach, Appony und Fries berühren will.

Noch, und zwar zum gänzlichen Schlusse gegenwärtiger Skizze, werde ich jetzt die vorzüglichsten anderweitigen Sammlungen zum Behufe der Wissenschaften und Künste aufführen; sie werden genannt:

1) k. k. Naturalienkabinet, 2) Naturalienkabinet der Universität, 3) k. k. physikalisch = mechanisch = naturhistorisch = astronomisches Kabinet, 4) k. k. Kabinet der Antiken und Münzen, 5) k. k. Gemälde = Gallerie, 6) die Ambraser Sammlung, 7) Fürstlich Liechtensteinsche Gemälde = Gallerie und Kupferstichsammlung, 8) die Sammlung von Kupferstichen und Zeich=

nungen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (im gegenwärtigen Augenblick durch Erbschaft dem Erzherzog Karl anheim gefallen), 9) die Kunstsammlungen des Fürsten Esterhazy, und endlich 10) die k. k. privilegirte Kunstgallerie bei'm Rothenthurm-Thore.

Die Charwoche.

Viele Reisende haben über die zu Wien in der Thatsache interessante Feier des Frohnleichnams geschrieben, allein nach meiner Meinung verdient die der heiligen Woche dieser entgegengestellt zu werden.

Während dieser ganzen Woche werden bereits gegen Abend in den verschiedenen Kirchen die in der That schönen und rührenden Klaglieder Jeremiä *) abgesungen und die Got-

*) Besonders entzückte mich in der Kirche zu St. Karl auf der Straße am Rennwege, die reine Altstimme eines jungen, reizenden Mädchens.

teshäuser bleiben nimmer leer, allein die eigentlich interessante Seite der Kirchenfeierlichkeiten zeigt sich erst am frühen Morgen des Char- oder stillen Freitags.

Wenn Christus zu Grabe getragen, das heißt, wenn in den Tempeln das Venerabile in einer schwarz dekorirten, mit unzähligen Wachskerzen erleuchteten Kapelle, bei einem aufgeschlagenen Castrum doloris beigesetzt worden ist, zeigt das ganze allgemeine Leben und Treiben in der Kaiserstadt einen ungewöhnlichen Karakter, eine veränderte Physiognomie.

Die Legio großer und kleiner Glocken, welche sonst unaufhörlich brummt, tönt und pimpert, ist plötzlich in ein tiefes Schweigen versunken; die Krieger schreiten ernst und mit gesenkten Waffen; dumpf und klagend dürfen Trommeln und Trommeten nur schallen, Handel und Gewerbe stocken, in tiefer Trauer und viel stiller als sonst drängt sich alles durch die Straßen nach den Gotteshäusern hin, und nur die Schneider und Putzmacherinnen arbeiten zu

Hause im Schweiße ihres Angesichts Tag und Nacht, denn zum nahen Osterfest bestellte Alt und Jung neuen Flitterstaat.

Ein erhabener Typus, es läßt sich fürwahr nicht leugnen, bezeichnet in diesen letzten Tagen der heiligen Woche die Kirchenfeier. Würdig und dem Zwecke angemessen sind die düstern Todtenkapellen, vorzüglich die zu St. Stephan, dekorirt *). Ueber dem Sarkophage des Heilandes erhebt sich ein einfaches, leeres, nur mit dem sogenannten Schweißtuche drappirtes Kreuz, an dessen Fuße Engel von gediegenem Silber, mit verhülltem Antlitze, knieen; aus dem Hintergrunde stralt die prachtvolle Monstranz, magische Erleuchtung erhellt das Ganze, Weihrauchwolken wogen im engen Raume, und spenden narkotische Düfte; ein ehrwürdiger Priester kniet betend am Katafalk, die Gläubigen liegen an der Erde, in Andacht versunken, tiefe feierliche Stille waltet, selbst die frechste Frivolität ist

*) Nur in einigen wenigen Kirchen waren solche Dekorationen geschmacklos überladen, und viel zu theatralisch.

eingeschüchtet, das Knistern der brennenden Wachskerzen allein bleibt vernehmbar.

Ich bemerkte unter der frommen Gemeinde viele zarte, holdselige Gestalten; schwarze Seide und Kreppe umflossen heute der Jungfrau reizende Formen, die armen Kinder sahen blaß, beteten und weinten voll Inbrunst, daß man wirklich in Versuchung kam zu glauben, es sei ihnen der eigentliche Geliebte der Seele vor wenigen Stunden erst gestorben.

Aus dem Gotteshause, zum heiligen Peter genannt, wurde Abends am Charfreitage eine junge, schöne Dame ohnmächtig weggetragen; ein ähnlicher Fall geschah zu St. Michael. Ein alter, geborner Wiener sagte mir: „Analoges passire in der Kaiserstadt während der heiligen Woche in jedem Jahre. Der Mann fügte bei: es gehen dem bessern Theile des schönen Geschlechtes an diesem Tage Andacht und Trauer wirklich von Herzen; die Damen pflegen streng — zu fasten, die Hitze und verdorbene Luft in den Kapellen tragen das ihrige bei; dieses alles wirkt auf zarte Nerven, und das plötzliche Eintreten ei-

ner Ueblichkeit bleibt dann nichts mehr als natürlich."

Ich gestehe, ich hätte den Wienerinnen ein solches Gefühl für die Poesie der Religion, und solche glutvolle Phantasie in dieser Sphäre nicht zugetraut.

In der Nacht vom Charfreitage auf den Sonnabend wird die St. Stephanskirche gar nicht verschlossen, das Venerabile bleibt ausgesetzt und das heilige Grab wie am Tage erleuchtet. Ich besuchte in Gesellschaft einiger Bekannten, die ich in dem schönen Wagnerschen Kaffeehause in der Leopoldstadt traf, jenes Gotteshaus bereits nach Mitternacht.

Es herrschte am hell erleuchteten Grabe noch höhere Andacht und feierlichere Stille, als am Tage, denn die tief erbaute und in Andacht verzückte Gemeinde — meistens aus Damen bestehend — war weniger zahlreich.

Nie werde ich jene Nacht vergessen; blendend zwar war jene große Nische, in welchem das heil. Grab sich befand, erleuchtet, allein

in dem weiten Raum des Tempels, in jenen hohen altgothischen Gängen waltete ein schauerliches Helldunkel, lange Schlagschatten warfen die kolossalen Säulen, und hier in der Geisterstunde zu wandeln, bringt einen Eindruck ganz eigener Art hervor. In den finstersten Winkeln der Kirche — die wiener Polizei kennt ihr Publikum — standen Wachen, um möglichen Unfug im Heiligthume zu verhüten.

Am Charsamstage (Sonnabends) gegen Abend wird in sämmtlichen bedeutendern Gotteshäusern die sogenannte Auferstehung gefeiert, allein alle Kirchen sind dermaßen von Menschen erfüllt, daß es eine Aufgabe gelten kann, in dem erstickenden Volksgedränge auszuhalten, eine Aufgabe, welche ich wenigstens nicht zu lösen vermochte.

Nun ertönt aus Priesters Munde das feierliche: „Christ ist erstanden!“ und diese Worte wandeln plötzlich die ganze Scene um, alle Glocken der Kaiserstadt erschallen, das auf kurze Zeit unterbrochen gewesene geräuschvolle Leben und Treiben kehrt schnell genug zurück;

es füllen sich nach beendigtem Abendgottesdienste die Wein- und Kafferhäuser voller als je, laut schäkernd und jubelnd durchziehen Freudendirnen die Straßen — die Zeit der Fasten ist vorüber.

In den nun folgenden Osterfeiertagen aber beginnt vollends ein allgemeines Gaudium; Alles prunkt in neuem oder aufgefrischtem Putze, Gassen und Häuser selber scheinen zu leben, Zeiselwagen *) und Fiackers bedecken in unübersehbaren Reihen die Landstraßen, Christi Tod und Leiden nebst den weisen Lehren des Erlösers sind rein vergessen, wir saufen, fressen, tanzen, tollen, h**en, — Alles im Uebermaße, und können es länger nicht verleugnen, daß Epikur allein der Gott ist, dem wir eigentlich dienen.

*) Eine Art unscheinbarer aber bedeckter Leiterwagen mit vielen Sitzen, welche für eine Kleinigkeit das Volk in Wiens Umgegend umherkutschiren; eleganter und bequemer sind die Stellfuhren (in Federn hängende Wagen), welche zu bestimmten Stunden von Wien nach mehrern der besuchtesten Dörfer in der Umgegend abfahren.

Luxus.

Ohne ihn bleibt großstädtisches Treiben nicht denkbar, und zu Wien ist er in allen seinen Verzweigungen, Früchten und Auswüchsen am ersten anzutreffen.

Von dem höchsten Luxus, der vorzugsweise auf glänzende Equipagen sich beschränkt, war bereits die Rede, doch ihm vermag des Publikums kleinster Theil nur zu fröhnen, der größere aber beschränkt sich insbesondere auf den Kleider- und Freß-, weniger aber auf den Meubelluxus.

Allerdings huldigt die östreichische Kaiserstadt den Launen der Modegöttinnen von London und Paris, von denen man hier unglaublich schnell unterrichtet wird, allein auch zu Wien selbst hat die Dame manch'

Tempelchen *) aufgeschlagen, in welchem nicht selten die bizarrsten Opfer von eigener Erfindung gebracht werden, so wie ich z. B. während meines Aufenthalts zu Wien einige Elegants der tollsten Klasse Beinkleider tragen sah, deren Latz in Quadratform so künstlich ausgenähet war, daß er ganz und gar einem mit Drath durchflochtenen Kuckfensterlein glich.

Die einmal angeregte Laune der Mode kann selbst in Paris unmöglich schneller wechseln, als zu Wien; wer heute noch von der Hut- bis zu der Fußspitze ihren neuesten Gesetzen konform gekleidet erscheint, darf sich, wenn er anders den Ruf eines ächt modischen Zierbengels (hier Grabenstutzer genannt) behaupten will, nach Verlauf von

*) Vor den bedeutendsten Kleiderhandlungen zu Wien kann man in großen gläsernen Kasten Wachsfiguren in Lebensgröße bemerken, welche stets nach der allerneuesten Mode gekleidet werden; daß man unter einer Menge bereits fertiger Kleidungsstücken auswählen kann, versteht sich am Rande.

längstens vierzehn Tagen, in seinem neu-alten Kostüme nicht mehr blicken lassen.

Diese modischen Herren leben demzufolge in einem gar seltsamen Verhältnisse; sie bezahlen diesem oder jenem en gros arbeitenden Kleidermacher eine gewisse kontraktmäßige Summe, wofür sie von dem Manne, nach Umständen, alle acht oder vierzehn Tage mit funkelnagelneuer Garderobe versehen werden, wogegen aber der Schneider alle übrigen vielleicht erst eine Woche getragenen Kleidungsstücke zurücknimmt; allenfalsige Flecken und Beschädigungen müssen noch insbesondere vergütigt werden.

Mancher modische Ritter bezahlt seinem Schneider jährlich 3 bis 4000 fl. W. W., ohne daß der Elegant am letzten Tage des Jahres das eine oder andere Kleidungsstück, welches er auf dem Leibe trägt, für sein Eigenthum halten dürfte. Roués, welche mit den Zahlungsterminen nicht pünktlich einhalten, riskiren demnach, daß der Lieferant die Garderobe abholt, ohne dieselbe durch eine an-

dere zu ersetzen, und jenen Unglücklichen bleibt dann nur übrig, vorerst das Bett zu hüten, und wenn auch dieses nicht vorhanden, sich im blanken Hemde auf den Ofen zu setzen, und von der düstern Höhe hernieder bessern Zeiten entgegen zu sehen.

Subalterne Beamte ruiniren sich durch diesen übertriebenen Kleiderluxus nicht selten in einem hohen Grade, und oft hat ein solcher Mann für eine in Wien verlebte Olympiade, während der ganzen folgenden Lebenszeit, hart genug zu büßen.

Bedeutender noch, als der erwähnte, bleibt der Freßluxus, und er dehnt sich bis zur niedrigsten Volksklasse aus.

Norddeutsche Handwerksleute erfreuen sich selbst an den höchsten Festtagen nicht so eines reichlich besetzten Tisches, als der Wiener Schuster, Schneider, Maurer, Seifensieder, Taglöhner u. s. w. tagtäglich; wer Mittags nur in Hülle und Fülle Suppe, Fleisch und Zugemüse verzehrt, muß ungemein dürftig sein, sonst folgt regelmäßig Braten und Salat.

Höchst unglücklich würde sich selbst jeder Handwerksbursche fühlen, der sich Abends mit kalter Kost begnügen müßte; Suppe, Braten oder eine andere Speise müssen als Souper aufgetischt werden.

Etwas weniger als am Essen hängt der Wiener am Trunke, doch gehören täglich wenigstens vier Seitel Weines (ein Seitel beträgt beinahe um die Hälfte mehr als ein Viertel nach norddeutschem Maaße) dazu, ihn auch hierin einigermaßen zufrieden zu stellen.

Starker Kaffee wird in großer Quantität konsumirt; dieses Getränk und guter Rauchtaback gehören verhältnißmäßig zu Wien unter die kostspieligsten Bedürfnisse; eine Tasse Kaffee kostet an öffentlichen Orten 18 Kr. W. W.

Der Bürgerstand hält auf dauerhafte Meubels, giebt sich aber in diesem Punkte weniger einem unheilbringenden Luxus hin, als z. B. der Berliner. Wenigstens wird man in Wien ungemein seltener als zu Berlin in den Wohnungen der Schuster

und Schneider, gebohnte Dielen, seidene Gardinen, Tische, Kommoden und Stühle von Mahagoni und glänzende Trümeaus finden.

Adel.

Den adligen Thaten
Sei adliger Stand,
Dann blühet das Land,
Dann reifen die Saaten.
So war es in guter in alter Zeit,
Als Adel erstand; denn freilich heut
Giebts Adelfabriken, doch stempeln sie schlecht,
Drum hält er nicht recht! —

G. A. Freiherr v. Maltitz.

* * *

Er theilt sich zu Wien bekanntlich in den hohen und niedern oder sogenannten leonischen ein.

Zu dem ersten gehören die ungarischen, böhmischen und östreichischen Magnaten, dann der ehemalige hohe Reichsadel und alle alten sogenannten stiftsfähigen Familien; die zweite

Klasse bilden die Ritter und Edlen des weiland heiligen römischen Reichs, deren es hier noch eine solche Menge giebt, daß die Donau aus ihren Ufern treten möchte, wenn man dieses ganze papierene Ritter- und Edelthum über die Brücke werfen dürfte.

Von dem hohen Adel habe ich bereits Veranlassung genommen, hier und dort zu sprechen; die ritterlichen und edlen dagegen sind nicht selten Bettelfamilien, welche sich durch albernen Hochmuth und ein fruchtloses Streben, es dem hohen Adel gleich zu thun, in einem hohen Grade lächerlich machen.

Man hat viel über die Leichtigkeit gesprochen und geschrieben, mit welcher Jedermann gegen Erlegung eines ganz mäßigen Sümmchens zu Wien den leonischen Adel erwerben könne. Ob dieses früher der Fall war, will man hier nicht untersuchen, allein ich fand Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß man jetzt mit Ertheilung des Adels in der östreichischen Kaiserstadt minder freigebig ist, woran man ganz wohl thut!

Seit Beendigung des sogenannten heiligen Befreiungskrieges stockt in Teutonia der Verkehr der östreichischen Adelfabrik einigermaßen nicht minder, als der deutschen Wollen- und Seidenzeugmanufakturen; doch nur die letztern allein bleiben zu bedauern.

Genug — man fordert jetzt vom Inländer, wenn er ein ritterliches Wappen nachsucht, mit Recht, vorhergegangene Verdienste um Kaiser und Staat und den Ausweis eines solchen Vermögens, welches den neugebackenen Edelmann in den Stand setzt, sich anständig auf der höhern Stufe der Gesellschaft, welche er gewinnen will, zu behaupten, und der Ausländer wird jetzt auch, gegen alleinige Erlegung von 500 Gulden, schwerlich zu Wien ein Adelsdiplom erlangen, wenn nicht anderweitige Rücksichten die Regierung bestimmen, dem Bittsteller zu willfahren.

Das ganze deutsche Adelthum in unsern Zeiten bietet dem Philosophen Stoff genug — zu lächeln, ein Cato aber müßte wahrhaft sein, wer über das alberne und hochmü-

thige Treiben des wiener niedern Adels, der nur gar zu häufig weder zu nagen noch zu beißen hat, nicht eine laute Lache erheben würde. Das Streben nach dem unbedeutenden und nichtssagenden Wörtlein: von ist allerwärts, aber nirgends wird es so oft usurpirt, als hier; Schuster, Schneider und Perückenmacher nennen sich untereinander: Herr von, und ich rathe jedem Fremden, sich daran schnell zu gewöhnen; denn die Wiener nehmen nichts übler, als wenn man sie schlechtweg Herr Peter oder Paul nennt; ob auch schon kein Stückchen Papier sie berechtigt, sich von Paul oder von Peter zu unterschreiben, so ist es doch einmal hergebrachte Sitte, im Umgange Jeden zu adeln, und es läßt unter Anderm in der That nichts possierlicher, als wenn man einen Bierzapfler oder gewöhnlichen Gastwirth in seinem Jankerl (Jacke) und grünsammtnem Mützel Herr von nennen hört.

Man sollte glauben, daß dasjenige aufhören würde, ein Vorzug zu gelten, was gleichsam aus Gewohnheit Jedem

zu Theil wird, allein die Erfahrung macht zu Wien diesen anderwärts gültigen Satz zu Schanden.

Bildsäule Josephs II.

Puso Dios al Rey en medio del pueblo para dar egualdad é justicia à todos comunalmente, porque puedan vivir en paz.

Alonso X. el Sabio.

(Gott hat den König in die Mitte des Volks gesetzt, damit er Gleichheit und Gerechtigkeit Allen auf gemeinsame Weise ertheile, auf daß Alle in Frieden leben mögen).

* * *

Die Statue, welche der jetzt regierende Kaiser dem unsterblichen Joseph im Jahre 1805 setzen ließ, befindet sich in Mitte eines schönen, freien mit Prachtgebäuden umgebenen Platzes unfern der kaiserlichen Burg.

Der Monarch ist in römischem Kostüme, mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, dar-

gestellt, und hält mit der Linken die Zügel des Pferdes, indem er wie gebietend die Rechte erhebt. Statüe und Pferd sind in Metall vom Professor **Zauner** ausgeführt; die Figur des Kaisers wäre stehend 13½ Fuß hoch, des Rosses Höhe aber beträgt mehr als 2 Klafter und die Länge desselben ist verhältnißmäßig. Das Piedestal ist von schwarzgrauem Granit, und an der Vorderseite desselben liest man folgende in der That ungemein sinnige und passende Inschrift:

„Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit
non diu sed totus."

Gerade während meines Aufenthaltes in **Wien** flüsterte man sich in die Ohren, es würde diese Inschrift abgenommen werden, weil die Worte: „saluti publicae" allzu **demagogisch** und **jakobinerisch** klängen (!) — in der That eine ächt **liquorianische Ansicht**! ! — —

Zwei große ebenfalls aus Metall gegossene Basreliefs zeichnen die beiden Seiten des Fußgestelles aus, wovon eins den Ackerbau, das andere den Handel darstellt, wie sie von

Joseph II. Schutz und Lohn erhalten; die Hauptfiguren sind hier selbst über 4 Fuß hoch, die Höhe des ganzen Denkmals aber beträgt etwas mehr als 5 Klafter.

An den vier Ecken stehen große Pilaster, wie korinthische Säulen geformt, an welchen man sechzehn kleinere metallene Basreliefs bemerkt, welche nach wirklich vorhandenen Münzen gearbeitet sind, die auf die merkwürdigsten Regierungs= und Lebensmomente des unsterblichen Kaisers geschlagen wurden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der erste Anblick des kolossalen Monuments ungemein überrascht, allein wenn wiener Schriftsteller das Kunstwerk unter die ersten dieser Art in Europa gezählt wissen wollen, so kann man nicht unbedingt einstimmen. An der Statüe des Kaisers wird große Aehnlichkeit mit dem Original gerühmt, das Pferd ist in seinen Haupttheilen sehr gelungen, und besonders fleißig, ja vortrefflich sind die Basreliefs gearbeitet; allein so sitzt kein kühner Herrscher, kein gewandter Reiter zu Pferde; dieser Sitz mahnt unwillkürlich an jene Ladenbursche, welche drei=

mal im Jahre an hohen Festtagen einen Spazierritt und zwar mit zagendem und klopfendem Herzen versuchen.

Nichts destoweniger weilte ich manche Stunde, mit Ehrfurcht erfüllt, vor jenem Denkmale. Der zweite Joseph war groß als Mensch und Kaiser; zwar bleibt wahr, er war eigentlich zu sehr ein Nachahmer seines unübertroffenen Zeitgenossen, Friedrichs des einzigen von Preußen, allein eine so sinnige, den verschiedenartigen Verhältnissen entsprechende, allerwärts von eigenem klaren Verstande und Scharfsinn zeugende Nachahmung, wie uns die Josephinische erscheint, verdient auf jeden Fall höhere Bewunderung als — korrupte Originalität.

Ich habe in Wien mehrere betagte, verständige Männer, ehemalige Zeitgenossen des großen Kaisers, kennen zu lernen Gelegenheit gefunden, und verdanke diesen Wackern manchen interessanten Aufschluß über Josephs Wirken und Streben. Wer unter jener Regierung schon lebte und dachte, spricht nicht

anders als mit Begeisterung von der kaiserlichen Theresia unvergeßlichem Sohne; allein wie in den neuesten Zeiten sich im Brandenburgischen und Preußischen die auffallende Erscheinung zeigte, daß des unsterblichen zweiten Friedrichs Streben von einzelnen Pseudogenies verunglimpft wurde: so kann man nun hinsichtlich des zweiten Josephs etwas Aehnliches gewahren, ja es geht so weit, daß des letzten Lob zu verkünden, bei der Gegenwart eines Naderers nicht ganz räthsam bleibt, denn es giebt in Wien Schwachköpfe genug, die im Preisen einer frühern Regierung einen indirekten Tadel der gegenwärtigen zu finden glauben; doch mögen die Thoren walten, Friedrich und Joseph werden von späten Nachkommen noch mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden, wenn jünger Namen längstens verdiente Vergessenheit verschlungen hat.

Vier bedeutende Hauptziele waren es, welche Josephs hehrem Genius stets vorschwebten.

Er wollte 1) durch eine tief durchdachte

Hauptreform die Macht des Adels und der Klerisei brechen, diese Stände dem alleinigen Interesse des Staates gewinnen, den Bürger und Bauer heben.

2) Alle verschiedenartige Länder seines großen Reiches nach einer Form, nach gleichen Gesetzen beherrschen; es sollte nur eine Verfassung, nur eine Sprache geben. Die Kompetenz der Stände sollte beschränkt, die Geistlichkeit von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen werden, eine kräftige Alleinherrschaft dagegen dieselbe Tendenz verfolgen, und endlich dieselben Resultate ins Dasein rufen, wie zu erreichen dem preußischen zweiten Friedrich gelungen war.

3) Das Erziehungswesen sollte verbessert, wahre Aufklärung befördert werden, und uneingeschränkte Gewissensfreiheit walten; die aufgehäuften Schätze der geistlichen Müßiggänger aber sollten dem zerrütteten Staats-Finanzwesen auf die Beine helfen; und endlich

4) Strebte Joseph dem Staatensysteme Europens im Allgemeinen eine andere Richtung zu geben: Er wollte die Nieder-

lande fahren lassen, und Baiern dagegen verschlingen; der halbe Mond sollte erbleichen, der kühne Doppeladler nach der Zinne der Sophienkirche Stambuls fliegen.

Die Idee, das alte, schöne Baiern mit seinen eigenen Erbstaaten vereinigen zu wollen, war eines deutschen Kaisers unwürdig, alle andere Plane Josephs erscheinen hehr und erhaben; allein Dummheit, Aberglauben, beleidigter Ahnen- und Pfaffenstolz, ja selbst der Zufall traten in festem Bunde dem Streben des edelsten Fürsten dräuend entgegen, er kämpfte mit des ächten Helden Ausdauer, mußte aber am Ende dennoch unterliegen, — es bleibt das Loos des Großen hienieden! —

Diese Völker waren nicht reif und keines Josephs werth.

Die heutigen Wiener seufzten zur Zeit der höchsten Noth vor jener Bildsäule oft genug: „O Sepperl, steig' halt herab und regiere!"

Unüberlegter Wunsch, was sollte Euch ein Joseph, Ihr seid noch immer dieselben — unempfänglich für Erhabenes im Allgemeinen,

immer, ja vielleicht noch lange nicht so reif, den Riesenplanen entgegen zu kommen, und — werden die frommen Väter Liquorianer Euch anders stimmen? —

Schöne Geister.

Grillparzer — Castelli — Freiherr von Biedenfeld — Fr. v. Weißenthurn — Adolf Bäuerle — Meißl — Gleich u. s. w.

Ich habe auf meinen Reisen unter den sogenannten schönen Geistern männlichen und weiblichen Geschlechtes in Deutschland so viele hämische, unmoralische und nichtswürdige Karaktere, auch ausgezeichnete Narren und Närrinnen kennen gelernt, daß ich es mir bei meiner Abreise von Prag zum festen Grundsatz gemacht hatte, nirgends mehr Belletristen, Künstler und Künstlerinnen aufzusuchen.

Bei der konsequenten Ausführung des Vorsatzes können zwar Erfahrung und physisches

Fortschreiten allerdings verkürzt werden, allein meines Lebens Ruhe, mein Glauben an die Menschheit überhaupt und an den erhabenen Standpunkt der unentweihten Muse müssen offenbar gewinnen, und man wird sich daher in der angeregten Sphäre schon mit magerern Notizen begnügen müssen, als man zu fordern sich berechtigt glauben möchte.

Alle wiener guten Köpfe, die zur schönen Literatur sich hingezogen fühlen, beschränken jetzt ihre Thätigkeit größtentheils auf Theaterschriftstellerei, da sie hier die dankbarste ist, und das Eingreifen in andere Felder durch eigensinnige und strenge Censur und die Eigenthümlichkeit des östreichischen Buchhandels leicht verleidet wird.

Außer der berühmten und mit Recht sehr hoch geachteten Frau Caroline von Pichler hat Wien wenig nahmhafte Erzähler oder Erzählerinnen zu nennen.

Grillparzer bleibt, trotz seiner bedeutenden Fehler, das leuchtendste Gestirn an diesem düstern Horizont, und kein unparteiischer Richter kann dieses Mannes ächten Beruf zur

erhabenen Kunst verkennen; in einer andern Schule und unter andern Verhältnissen dürfte er vielleicht dereinst die Stufe eines Shakespeare erreicht haben. Sein neuestes Theaterstück: das goldene Vließ, ist hier auf dem Burgtheater gegeben worden, ohne aber besonderes Aufsehen erregt zu haben; es spricht der Umstand keinestheils gegen das Produkt, welches nächstens im Wallishauserschen Verlage erscheinen wird; es sind mir von dem goldenen Vließ von einigen Bogen sogenannte Bürstenabzüge zu Gesicht gekommen, und ich muß gestehen, daß mich in diesen Proben eine sehr erhabene und gediegene Diktion ungemein angesprochen haben.

Herr Grillparzer ist hier eines Sonettchens halber, durch welches die Hierarchie ein bischen angetastet schien, ziemlich in Ungnade gefallen und soll — des Genies gewöhnliches Loos — anderwärts noch verschiedentlich chikanirt werden; nun, hier in Ungnade zu fallen, dazu bedarf es geringer Ursache, und des Dichters Genius wird sich über solche Misère wohl zu erheben wissen.

Ich sah Herrn S. einigemal im Erzherzoge Karl in der Kärnthnerstraße, wo er gewöhnlich zu speisen pflegt. Er ist ein sehr hagerer und schwärzlicher junger Mann, dessen Aeußeres beim ersten Anblick wenig zu versprechen scheint, aus den seelenvollen Augen aber stralen, sprechend genug, Geist, Phantasie und Seele.

Auch Castelli ist jedem unserer deutschen Zeitgenossen von einer vortheilhaften Seite bekannt; er ist ein umsichtiger und geschmackvoller dramatischer Uebersetzer, aber weniger glücklich als sparsamer Producent; ein kleines neueres Lustspiel von ihm: Der Eremit im Lerchenhaine, ist sehr mittelmäßig.

Der Freiherr von Biedenfeld, ein treuherziger Schwabe, widmet seine ganze Thätigkeit, beinahe ausschließlich, dem Theater an der Wien, auch er übersetzt größtentheils französische Piecen, für die Bühne brauchbar, wenn schon bei weitem mit weniger Geschmack und Auszeichnung als Castelli; der B. v. Biedenfeld hatte das seltene Unglück, daß ihm schon in seiner zartesten Jugend ein

Schwein den rechten Arm abfraß, nichts destoweniger schreibt er mit der Linken, wie ein kalligraphischer Meister.

Daß die Frau von Weißenthurn zu ihren bekannten Schau- und Lustspielen nicht viel mehr als den Namen hergebe, wird hier allgemein behauptet, und als Verfasser derselben nennt man einen Freund der Dame. Wenn die Sache sich in der That so verhält, so glaubt man, daß deren Bekanntmachung der Fr. v. Weißenthurn eher zur Ehre, als zum Nachtheil gereichen kann.

Bei dem Theater in der Leopoldstadt sind die Hrrn. A. Bäuerle, Meißl und Gleich förmlich als Theaterdichter angestellt, und alle drei sind ungemein fruchtbar. Ich habe mich schon anderwärts über die Leistungen, welche diese Herren zu Tage fördern, ausgesprochen und meine Betrachtungen an Ort und Stelle bestärkten mich in meinen Ansichten nur noch mehr.

Die neuen Farcen des Leopoldstädtertheaters sind streng genommen sammt und sonders korrupte Erzeugnisse ohne Plan und

Zusammenhang; allein eigentliche vis comica ist ihnen dessenungeachtet keineswegs abzustreiten, und mehr noch lernt man das angeborene Talent jener Theaterdichter achten, wenn man wahrnimmt, wie ungemein sinnig sie der Individualität ihrer Schauspieler in die Hände arbeiten und wie sehr genau sie den Geschmack ihres Publikums studirt haben; wenn diese Farcen auswärts nicht immer dasselbe Glück machen, wie in loco, so kann es ihren eigenthümlichen Werth nicht beeinträchtigen, und man sollte nie vergessen, daß der Dichter ursprünglich einzig und allein nur für das Wiener Leopoldstädtertheater gedichtet vel quasi — geschrieben hat.

Der talentvollste, witzigste und umsichtigste unter den drei zuletzt erwähnten Herren bleibt unstreitig A. Bäuerle; auf anderm Boden und in andern Umgebungen wäre auch aus diesem Manne vielleicht ein Moliere oder Kotzebue geworden, in der Leopoldstadt aber wird und muß er ewig — ein Bäuerle bleiben.

Dieser Herr A. B. ist ein schöner Mann,

steht in des Lebens Sommer, hält auf feinen Anstand und Garderobe und bleibt auch außer seiner Sphäre als glühender Patriot, humoristischer Gesellschafter und dienstfertiger Mann sehr beliebt; allein:

Baut Muse ihren Tempel noch so klein,
Es schleicht Kabale doch gewiß sich ein.

Als Bäuerles blöder Ritter zum erstenmale gegeben wurde, hatte eine gewisse Partei, ohne das Stück weder zu kennen noch gesehen zu haben, fest beschlossen, es auszupochen, allein es blieb bei einem fruchtlosen Versuche; denn man muß den Leopoldstädtern zugestehen, daß ihnen, wenn auch weniger Geschmack, doch mehr Konsequenz und Gerechtigkeitsliebe beiwohnen, als manchem superfein gebildeten Publikum in Teutonia.

Meißl hat auch mehrere Farcen geschrieben, die sich sehr beliebt machten, besonders bleibt in der neuesten Zeit seine Fee aus Frankreich fortdauernd ein einträgliches Kastenstück.

Herr A. Gleich ist der fruchtbarste von allen, allein seine Zeit ist vorüber.

F i a c k e r.

Ihre Anzahl beläuft sich jetzt in Wien beinahe auf 700; sie stehen von früh Morgens bis spät am Abend in den verschiedenen weitläufigen Theilen der Stadt und Vorstädte sehr zweckmäßig vertheilt, Jedermann zu Diensten, und ihre Wagen sind größtentheils bequem und elegant. Ihre Pferde scheinen in der Regel nicht viel leisten zu können, allein der Schein trügt auch hier; denn diese Schindmähren laufen wie die ledigen Teufel, und die Wagenlenker bei den berühmten Circensischen Spielen der alten Roma konnten in ihrem Fache wahrlich und unmöglich größere Kunstfertigkeit entwickeln, als ein wiener Fiacker. Man staunt, wenn man diese Bursche in vollem Laufe mit ihren seltsam kurz gespannten Wagen durch die engen, kur-

zen und menschenerfüllten Straßen der eigentlichen Stadt jagen sieht; sie verstehen auf dem Raume eines Suppentellers umzukehren, und fahren so dicht neben und gegeneinander, daß kaum so viel Spatium, als ein Scheermesser benöthigt, sie trennt, und dennoch hört man selten von Unglück. Die Kunstfertigkeit der herrschaftlichen Kutscher selbst steht in der Regel jener der Fiacker nach, und man muß vor glänzenden Equipagen des hohen Adels mehr als vor Lohnwagen auf der Hut sein.

Die Fiacker sind numerirt, und stehen alle unter einem eigenen Polizeikommissär; dieser macht mit den Burschen, wenn Klagen einlaufen, wenig Federlesens; der Fiacker behält beinahe stets Unrecht, und kann zu einer Tracht von 15 bis 25 Hieben gelangen, ohne eigentlich recht zu wissen — wie.

Nicht nur in der Stadt und den Vorstädten, sondern auch zu Touren von mehrern Meilen auf das Land kann man sich des nächsten besten Fiackers bedienen. Taxen sind ihnen aber nicht vorgeschrieben, doch kommt derjenige, welchen die eigenthümliche lingua

rustica als einen ächten Wiener ankündigt, leicht und billig zu Rechte; ich sah einen solchen für eine Fahrt nach Schönbrunn und zurück nicht mehr als 3 Gulden W. W. bezahlen, doch bestimmt sich der Preis nach dem Wetter und besondern Anlässen; dem Fremden ist übrigens sehr zu rathen, bevor er sich in den Wagen setzt, förmlich zu akkordiren.

In- und ausländische Roués setzen sich zur Abendzeit häufig mit Dirnen eines gewissen Gelichters in Fiacker, und bestellen eine Porzellanfuhre; der Kutscher fährt bei solchen Gelegenheiten im Schritte so lange planlos in menschenleeren Stadtgegenden umher, bis ihm zu halten, oder einem andern Takte zu folgen geboten wird. Für solche Spazierfahrten soll aber sehr reichlicher Lohn erheischt werden.

Man erzählte mir von einem in der That sehr komischen Irrthume. Ein anständiger Beamter der k. k. Porzellan-Fabrik war mit seiner Gattin bei einem Freunde in der Stadt zum Abendbrot geladen, nach

dessen Beendigung er, da ohnehin Regenwetter und eine tiefe Finsterniß eingetreten waren, in einem Fiacker nach Hause zu gelangen gedachte.

Der Beamte wies den Kutscher an, nach der Porzellanfabrik zu fahren, allein da dieser die Pferde so lässig antrieb, daß man kaum von der Stelle kam, rief jener unwillig aus dem Schlage, ob er ihn nicht verstanden? — „Ganz wohl!" erwiderte der Fiacker und fuhr nun noch langsamer. Der Beamte legte, auf der Gattin Zureden, seiner Ungeduld Fesseln an, allein als man bereits beinahe eine Stunde im Wagen gesessen und trotz der Schneckenpost, nach des Beamten Dafürhalten, die in der Vorstadt Roßau gelegene Porzellanfabrik längst erreicht haben sollte, hielt sich dieser nicht länger und sprang aus dem Wagen. Man befand sich in einer ganz entgegengesetzten Sphäre, und jetzt klärte sich der Irrthum zu nicht geringem Aergerniß des ehrbaren Ehepaares auf, der arme Fiacker aber erhielt statt des erwarteten reichen Lohnes — nur Schimpf- und Schandreden.

Die Spinnerin am Kreuze.

Unfern der Linie, an der Landstraße nach Baden und Steyermark, erhebt sich ein altgothisches, ungefähr 25 Fuß hohes und 5½ Fuß im Durchmesser haltendes, ganz von Steinen aufgeführtes Monument: zur Spinnerin am Kreuze genannt; man erfreut sich an dieser Stelle einer schönen und in der That ungemein überraschenden Aussicht nach der Kaiserstadt und ihren Umgebungen hin.

Drei Stufen führen zu dem Denkmale, und man erblickt zwischen dem hohen und schmalen Bogen, in Mitte desselben Christum am Kreuze und mehrere andere Figuren, unter denen man eine weibliche hinter dem Spinnrade unterscheidet, daher die Benennung.

Ueber die Entstehung dieses Monuments giebt es verschiedene Volkssagen; die gewöhnlichste unter denselben versichert, es habe hier im zwölften Jahrhundert eine edle Maid von ihrem nach Palästina ziehenden Ritter Abschied genommen und sofort das unsinnige Gelübde abgelegt, an dieser Stelle so lange und zwar unter freiem Himmel zu spinnen, bis der Geliebte wieder zurückgekehrt.

Die gute Jungfrau spann manches liebe Jahr, wurde öfters naß und wieder trocken, bis endlich der treue Ritter kam und sie samt dem Rocken als eheliches Gemahl nach seiner Burg abführte, nachdem er vorerst noch jenes Denkmal gesetzt.

Einige lose Vögel aber geben das Mährchen in einer andern Manier; diese nämlich versichern, es habe an der bezeichneten Stelle im zwölften Jahrhunderte, neben einem dichten Busche, ein unscheinbares hölzernes Kreuzlein gestanden, neben welchem manchen lieben Tag ein wunderschmuckes Dirnlein, Namens S a b i n e, gesessen.

Allein die Sabine war eine leichtfertige Kreatur und spann nur des Scheines halber, dagegen liebäugelte sie mit den häufig hier nach dem gelobten Lande vorbeiziehenden alten und jungen Rittern; die Herren Kreuzfahrer sollen auch häufig hier abgesessen, und nachdem der Streithengst am Kreuzlein befestiget worden, mit der schönen Sabine in den nahen Busch geschlichen sein.

Die Dirne verdiente auf diese Art manchen schönen Batzen, allein nachdem sie unzähligemal nach dem Busche geschlichen, wurde sie am Ende eine alte Schachtel, und sie mochte spinnen und liebäugeln, so viel sie immer wollte, es saß kein junger noch alter Ritter mehr beim Kreuzlein ab.

Nun empfand die Sabine, wie das so zu kommen pflegt, plötzlich Gewissensbisse, sie ging in ein Kloster, nachdem sie vorher das ersparte Sündengeld zu Errichtung eines Denkmals ihrer Schande verwendet.

Man will hier nicht untersuchen, welcher Tradition mehr Glauben beizumessen und entscheidet sich, ohnehin gewohnt, bei jedem Dinge

die anmuthigere Seite zu zeigen, unbedingt für die erstere Erzählungsart, weil geschrieben steht:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn ꝛc.“

Gasthöfe, Kaffeehäuser, Bierschenken, Tanzsäle.

Viele Reisende, welche über Wien geschrieben, haben dieses Kapitel mit der Lieferung eines sogenannten Speisezettels angefangen, welche Verzeichnisse sich durch ihre Reichhaltigkeit nicht minder als durch eine höchst seltsame und eigenthümliche Benennung der Gerichte und die lächerlichste und fehlerhafteste Ortographie auszeichnen.

Dem Leser den Mund wässerig zu machen und, nach dem Beispiele meiner Vorgänger, einen oder ein halb Dutzend Wiener Speisezettel abdrucken zu lassen, kann ich mich nicht entschließen.

Die angenehme und gesellige Sitte, an table d'hôte zu speisen, kennt man in der Kaiserstadt gar nicht; wenn der Mittag nahet, versammeln sich in den Sälen der Gasthöfe die Gäste einzeln, jeder studirt sogleich nach seinem Eintritte mit feierlichem Ernste den Speisezettel in succum et sanguinem, dann wird dem Heißhungerigen Gesottenes, Gebratenes und Gebackenes in Hülle und Fülle aufgetragen und von ihm mit bestialischer Gefräßigkeit und unter tiefem Stillschweigen alles verzehrt. Durch nichts ist der Wiener leichter zu reizen und sein Zorn heftiger zu entflammen, als wenn er im Gasthofe nicht schnell genug mit Speisen versorgt wird. Die Gesellschaft ist beinahe allerwärts sehr vermischt, und ich rathe keinem gebildeten Fremden, den Versuch zu machen, in diesen Aubergen eine verständige Conversation einleiten zu wollen.

Die so oft gerühmte wiener Küche wird, vorzüglich anfangs, schwerlich einem anständigen Reisenden vom Rheine her oder aus Norddeutschland sehr behagen; die Speisen werden nicht sorgfältig und oft sehr schmutzig

bereitet und ihnen fehlen meistens Kraft und Würze. Dem Wolfe und der Hyäne gleich liebt der Wiener vieles und allerlei durcheinander zu verschlingen, doch den Gehalt der Atzung zu prüfen kommt ihm selten in den Sinn, und nur in einigen Privathäusern wird gut, an allen öffentlichen Orten beinahe dagegen schlecht gespeist.

Abends während der Theaterzeit bleiben die meisten Gasthöfe ziemlich leer, und erst gegen 10 Uhr füllen sich die Säle; es wird, wie Mittags, gespeist, doch gewinnt nun, wenn die Bäuche gefüllt, die Unterhaltung beim Glase Wein einen etwas lebhaftern Karakter, deren Gegenstand aber stets derselbe bleibt; man hört nämlich von nichts anderm, als vom Kasperl, oder von Pferden, Hunden und Huren sprechen, höchstens spendet ein erbärmlicher Spaßmacher etliche abgedroschene Anekdoten.

Es giebt in Wien Einkehr- und Speisewirthshäuser; nur in den erstern kann der Fremde wohnen und es bleibt unter ihnen der schwarze Adler in der Leo-

poldstadt empfehlungswerth, denn sind dort auch die meisten Stuben sehr klein, so herrscht nichts destoweniger Reinlichkeit, welche in sehr vielen Einkehrwirthshäusern fehlt, und der Fremde wird billig behandelt.

Unter den Speisewirthshäusern behagte mir das in der Kärnthnerstraße, zum Erzherzog Karl genannt, am besten; man findet dort eine noch am wenigsten vermischte Gesellschaft und Alles zeigt einen noblen Anstrich. Im Entree giebt man, wie in einigen Theatern oder bei Redouten üblich, Stock und Hut gegen eine Marke ab, was in Wien eine keinesweges überflüssige Maaßregel bleibt, denn mir selbst wurde gleich am zweiten Tage meines Aufenthaltes an einem öffentlichen Orte der Hut entwendet.

Am meisten fiel mir auf, daß selbst Kavaliere und Staatsdiener zu Wien sich nicht schämen, Huren, die sie im Kasperltheater oder auf der Straße aufgegriffen, Abends mit in den Gasthof zu bringen; ein solches Erscheinen der Hetären befremdet keinesweges, und ich hörte unzähligemal anerkannte Freu-

denmädchen in dieser Lage von den anständigsten Leuten: Ihro Gnaden nennen.

Den braunen Hirsch in der Stadt und das goldene Lamm in der Leopolder Vorstadt besuchen die Huren Abends auf eigene Faust, und vorzüglich das Treiben im benannten zweiten Gasthofe einmal mit anzusehen, verlohnt der spaßhaften Mühe wohl.

Unter ungefähr 70 Kaffeehäusern, welche sich in Wien und seinen Vorstädten befinden, sind mehrere in der That so elegant und zweckmäßig eingerichtet, wie man es in norddeutschen Hauptstädten nur selten zu sehen gewohnt ist, und es bleibt dem Fremden hier vorzugsweise das Wagnersche Kaffeehaus an der Leopoldstädter-Brücke zu empfehlen. Bier darf in solchen Häusern nicht geschenkt werden, sondern es kann nur Kaffee, Thee, Chokolade, Punsch, Limonade, Mandelmilch, Liqueurs, Gefrornes u. dgl. gefordert werden. Unter den Billardspielern findet man hier viele und große Virtuosen, welche häufig einzig und allein von der grünen Tafel leben,

daher Fremde auch leicht in die Schlingen solcher Chevaliers d'Industerie fallen.

Oestreich ist ein Weinland, allein es wird in Wien nichts destoweniger viel Bier getrunken, und man zählt mehr als 500 öffentliche Häuser, in welchen dieses Getränk geschenkt wird. Alle Biere in Wien sind schlecht und nicht viel wohlfeiler, als der gewöhnliche Wein, man zahlt für die bessern Sorten 30 bis 40 Kreuzer pr. Maaß; das sogenannte baiersche Bier schmeckt schaal und kraftlos, wie beinahe in Norddeutschland der Koffent, das Kaiserbier aber verursacht Kopfweh.

In einem Bierhause, welches sich unter die bessern zählt, bleibt die Flötenuhr conditio sine qua non. Eine solche Uhr leiert alle halbe Stunden ein und dasselbe Stückchen, jetzt meistens von Rossinischer Composition, und die hirnlosen Herren Biergäste, welche vier bis fünf Stunden auf einem Fleckchen sitzen bleiben, ergötzen sich ungemein daran, die nämliche Leierei ein dutzendmal nach einander zu hören. Die Bierwirthe setzen

einen großen Werth darein, eine solche Spieluhr zu besitzen, und mir wurde ein hospes nahmhaft gemacht, der einem reichen, alten Wüstlinge die Ehre seiner jungen, reizenden Gattin förmlich für eine Spieluhr verhandelte.

In den mehrern Kaffeehäusern, so wie in allen Bierschenken, wird ungemein stark Taback geschmaucht; köllnische Tonpfeifen sind hier nicht üblich; die Aufwärter präsentiren den Gästen irdene mit langen wilden Weichselrohren versehene Pfeifenköpfe, in welche erstere jedesmal eine reine Pose gesteckt wird, eine für Raucher in der That angenehme und bequeme Einrichtung.

Tanzsäle in der Stadt sowohl als in den Vorstädten findet man viele; unter die berühmtern in jener gehört die Mehlgrube und in diesen der Sperl. Ich besuchte die genannten Orte einmal, fand aber nirgends eine erbaulichere Gesellschaft als in den berüchtigten Berlinertanzkneipen bei Dietrichs, Talchos, Henkels u. s. w. Die wiener Tanzsäle werden vom Mittelstande häufig,

mitunter auch von vornehmen Wüstlingen, am häufigsten von den verworfenen des weiblichen Geschlechts besucht.

Schaubühnen.

Ich wittere Journalistenluft und will mich kurz fassen, denn wer Wiens fünf Theater und deren Mitglieder von außen und innen nicht kennt, der muß nie Morgen-, Abend-, elegante, gesellschaftliche, freimüthige, ästhetische, merlurialische und infernalische Blätter gelesen haben.

Das k. k. Theater in der Burg hat ein elendes Lokal, viele recht wackere Künstler und darunter alte podograische junge Liebhaber und betagte junge Liebhaberinnen *), herrliche Garderobe und Deko-

*) So wie nur fähige, jugendliche Gäste auf den Brettern dieser Bühne erscheinen und Beifall finden, werden von Seite der mimischen Vete-

rationen, in letzter Instanz einen k. k. Oberst-Kämmerer als Vorstand, der sich häufig und gerade jetzt in der Vakanz befindet, einen k. k. Hofrath als Kommissär und Direktor, und endlich ein gar pfiffiges und umsichtiges Fac-totum in der Person des Th. Sekretärs Schreyvogel, dem gebildeten großen Publikum unter dem Namen West, als Uebersetzer des Calderon von einer vortheilhaften Seite allgemein bekannt.

Zum erstenmale im Begriffe, im Burgtheater das Parterre aufzusuchen, erinnerte ich mich an sämmtliche Labyrinthe des Alterthums, an das ägyptische, das kretensische und an jenes zu Clusium obendrein; denn hinsichtlich der Bauart ist das angeregte im eigentlichen Sinne des Wortes ein — Winkeltheater, doch bleiben die Schröder und Hr. Anschütz mit seiner Gattin bedeutende Zierden desselben; des

---

teranen sogleich solche wohlüberlegte und wirksame Intriguen eingeleitet, daß die Direktion in der Regel nicht mehr daran gehen mag, ersprießliche Acquisitionen zu machen.

letztern Lear zu bewundern, verlohnt allein einer Reise nach der Kaiserstadt.

Das Burgtheater hat sich auf eine gewisse, höchst seltsame Art, in der neuesten Zeit, wie man zu sagen pflegt, die Hände gebunden; ein welscher Spekulant hat das Theater am Kärnthnerthore gepachtet, wogegen sich aber die Burgbühne anheischig machen mußte, keine Musik, keine Chöre, noch Ballete und was dem ähnlich ferner auf ihre Bretter zu bringen, wie ich denn hier auch die Hussiten vor Naumburg zum erstenmale ohne Chöre aufführen sah — risum teneatis! — —

Das Theater am Kärnthnerthore hat schon eine vortheilhaftere Bauart, als das an der Burg, das erstere bleibt größtentheils der deutschen Oper und dem großen Ballete gewidmet; das Orchester ist vortrefflich, allein sehr bedeutende Sänger oder Sängerinnen besitzt die Bühne in diesem Augenblicke nicht. Die Ballete sind geeignet, die Sinne zu bestechen; ein paar Solotänzerinnen — vorzüglich die Milliere — verdienen in ihrem

Fache ausgezeichnete Künstlerinnen genannt zu werden, doch kann keine der liebenswürdigen Lemiére zu Berlin gleich gestellt werden, und noch viel weniger vermögen die hiesigen Solotänzer mit Hoguet zu wetteifern.

Das Theater an der Wien (hier Wieden genannt) wurde von Schikaneder in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut und ist unstreitig das schönste und größte, welches die Kaiserstadt besitzt. Die Bühne an der Wien ist gegenwärtig an denselben welschen Spekulanten verpachtet, welcher über das Theater am Kärnthnerthore gebietet. An der Wien werden große Spektakelstücke, Opern, Lustspiele und Ballete aufgeführt, doch seit Herr Küster, aus Verzweiflung, weil die Verfälschung seines Kontraktes entdeckt wurde, sich entleibt hat, befinden sich außer einem Herrn Demmer bei dieser Bühne sehr wenige gute Schauspieler und Schauspielerinnen; ich sah während meiner Anwesenheit ein sogenanntes chinesisches Ballet, Kiaking betitelt, mit ungewöhnli-

cher Pracht hier darstellen; die glänzende Garderobe, eine Legio höchst reizender Figurantinnen, Tänzer und Kinder, dann die sinnig erdachten und glücklich ausgeführten Gruppen, Evolutionen, Waffentänze u. s. w. waren in der That karakteristisch und gewährten einen ungewöhnlichen Effekt.

41 Das berüchtigte Theater in der Leopoldstadt wird jetzt von den Gläubigern der vorigen, verschwenderischen Besitzer administrirt; Bühne und Haus sind nichts weniger als geräumig, und das letztere wird zu Gunsten der Freudenmädchen nicht erleuchtet; die Direktion vertheilt an eine gewisse Zahl dieser Dirnen für jede Vorstellung Freibillete, und bezweckt dadurch in der That, sich täglich eines zahlreichen Zuspruches zu erfreuen. Ueber den Gehalt der eigenthümlichen Stücke, welche hier gegeben werden, ist bereits anderwärts die Rede gewesen. Die Person des ersten Lustigmachers ist stets die Axe, um welche sich Alles dreht; diese komische Personage hieß sonst Kasperl; diesen Namen hat sie nun zwar verloren, allein ihr Karakter bleibt stets der-

selbe. Der jetzige Lieblings-Kasperl der Wiener nennt sich Raimund; allein mir wurde nicht begreiflich, wie es möglich, über diesen Mann bis zum Ersticken zu lachen. Seine platte, monotone Manier ändert sich nie; er rennt wie ein Toller auf der Bühne umher, so daß man mit jedem Augenblicke befürchten muß, ihn über den Soufleurkasten stürzen zu sehen, und sprudelt in dem gemeinsten Volksdialekte die Worte dermaßen schnell und seltsam hervor, daß Fremde ihn unzähligemal gehört haben können, ohne je eine Sylbe verstanden zu haben; der gebildete Norddeutsche glaubt eine ausländische Sprache zu hören und bedarf eines Dollmetschers, der ihm diese Töne auslegt, die Herr R. schreiend und unter widerlicher Verzerrung des Gesichts ausstößt. Besser noch gefiel mir das komische Spiel des ältern Kasperl, der J. Schuster heißt, jetzt aber durch seinen jüngern und glücklichern Rivalen sich beinahe verdrängt sieht. Unter den Damen zeigt Demoiselle Ennöckel viel natürliches Talent, schade, daß sie in keine bessere Schule gerieth, denn diese

Schauspieler und Schauspielerinnen können nicht wohl auf Bühnen des gebildetern großen deutschen Vaterlandes erscheinen, da sie beinahe alle die lingua rustica Oestreichs und in Provinzialismen sprechen, die nur der Eingeborne versteht; ein einziges Mitglied dieser Bühne, Demoiselle Benda, aus Berlin gebürtig, spricht — ein zartes Lämmlein unter den Wölfen — reines Deutsch, und stellt gewöhnlich die Fee dar, welcher nur in wenigen jener Lokalpossen fehlt.

Im Parterre und auf der Gallerie noble ja selbst zuweilen in Logen, kann man im Theater der Leopoldstadt allerwärts Gruppen erschauen, ob welchen die Unschuld, wenn eine solche ja dieses Haus beträte, erröthen müßte.

Während des Zwischenaktes bieten Kerle in Livreen gekleidet, laut und monoton schreiend, Konfitüren an, auch lassen sich diese Bursche alle als Kuppler gebrauchen. Ferner befindet sich in dem Hause eine häufig besuchte Bierschenke, so wie auch auf dem Juhe beständig Bier geschenkt, und Würstel mit Gren (Meerrettig) verspeist werden.

Doch würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, es würde das Theater der Leopoldstadt nur vom Pöbel besucht, im Gegentheil sieht man nach beendigter Vorstellung stets eine Menge der vornehmsten Herrschaften die Logen verlassen, und ihre glänzenden Equipagen besteigen. Von einem Fürsten Kh. wird behauptet, er fehle seit dreißig Jahren auch nicht einen einzigen Abend im Leopoldstädter Theater. Einst hatte der edle Kunstkenner siebzehn Tage nacheinander den Prinzen Schnudi und die Prinzessin Evakathel gesehen, und als er hierauf am achtzehnten Tage erkrankte, rief er dem herbei geeilten Doktor ängstlich zu: Machens halt nur, daß i auf'n Abend in den Schnudi fahren kann, i will gern — und —, aber wenn mir der Schnudi entging, wär i halt untröstlich." Das Treiben in diesem Theater karakterisirt die Wiener ganz und gar, allein man muß dieses Treiben an Ort und Stelle mit ansehen, beschreiben läßt es sich kaum.

Das fünfte und letzte Theater in der Josephstadt stellt sich ungemein ärmlich und

in jeder Hinsicht gar unter aller Kritik dar; das Haus ist klein und wird wenig besucht. Ich wohnte in der Josephstadt — denn sehen muß man Alles — der Aufführung eines neuen musikalischen, großen Quodlibets bei, betitelt: „das Leben ein Rausch." Die Handlung war eingetheilt in einen Bier-, Branntwein-, Wein- und Punschrausch; die Exposition wird mir der Leser gern erlassen.

Noch einmal lockte mich die Ankündigung des Freischützen (!) ins Theater der Josephstadt; es war aber nicht der M. v. Webersche Freischütz, der hier gegeben wurde, sondern ein schon sieben Jahr altes, aber gleichfalls nach dem bekannten Apelschen Mährchen bearbeitetes Schauspiel mit Gesang von Herrn A. Gleich. Die Darstellung war elend, die Komposition, aus der Fabrik eines wiener Kapellmeisters, noch elender, allein nichts destoweniger überzeugte ich mich zu meinem großen Erstaunen, daß Herr A. Gleich nach dem einmal gewählten Stoffe größtentheils ganz dieselben Theatercoups und Effekte

zu motiviren wußte, wie in der neuesten Zeit ganz nach demselben Stoffe der große und gefeierte Dichter Herr Friedrich Kind.

Als der Freischütz in der Josephstadt den Raubvogel herabgeschossen hatte, wollte sich, zu großer Belustigung des Publikums, ein der Vorstellung beiwohnender Hühnerhund durchaus nicht abhalten lassen, denselben pflichtgemäß seinem Herrn zu apportiren, denn so wie in der Leopoldstadt die Huren, haben in der Josephstadt die Hunde freien Eintritt ins Theater.

Jetzt steht der Josephstädter Bühne eine Reformation — hoffentlich eine erspießliche — bevor, da dieselbe der bekannte Herr Hensler in der neuesten Zeit an sich gebracht hat.

Außer den fünf aufgeführten öffentlichen sollen sich zu Wien noch mehrere Privattheater befinden, von welchen ich aber keins kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Politische und belletristische Zeitschriften.

Die täglich in Folio erscheinende k. k. privilegirte Wiener-Zeitung erfreut sich eines kaum glaubbaren Absatzes, und da mit ihr zugleich ein Amts- und Intelligenzblatt verbunden ist, so mag sie in verschiedener Beziehung dem Eingeborenen und den Einwohnern immerhin interessant genug bleiben; allein als eigentliche politische Zeitung hat sie auch nicht den geringsten Werth, indem sie als solche weiter nichts als eine sehr spät vorgenommene und jämmerlich verstümmelte Zusammentragung aus ausländischen Blättern zum Besten giebt.

Der östreichische Beobachter ist auch im Auslande hinlänglich bekannt. Es gab einst eine Zeit, in welcher dieses Blatt geschätzt wurde; allein heutigen Tages erscheint es als

eine leidige Apologie einer eigenthümlichen und schmählichen Politik — verächtlich.

Die Volkszeitung endlich, der Wanderer genannt, ist ein ächter östreichischer Wanderer, der stets im blauen Nebel umher taumelt, und nie ein ersprießliches Ziel findet.

Unter den schöngeistigen Zeitschriften verdient die ebenfalls im Auslande vielgelesene wiener, für Kunst, Literatur, Theater und Mode — der Eigenthümer ist ein wirklicher Modenhändler — hier unstreitig die erste Stelle; allein das Blatt wird in der Kaiserstadt, vielleicht gerade weil es taugt, wenig beachtet.

Die Tendenz der von Herrn A. Bäuerle redigirten allgemeinen Theaterzeitung bleibt so wie jene der musikalischen unleugbar eine zweckmäßige, und das Erscheinen dieser Blätter mag Männern vom Fache in gleicher Weise, wie den Dilettanten nützlich und angenehm sein; allein nun ist man mit Aufzählung jener schöngeistigen wiener Zeitschriften, welche einer Erwähnung verdienen, schon zu Ende.

Ein zwar im Oestreichischen viel gelesenes Unterhaltungsblatt: der Sammler, kann sich keinem verständigen Leser empfehlen, denn die Redaktion treibt heillosen Nachdruck und sammelt aus frühern Jahrgängen norddeutscher Zeitschriften ohne Geschmack und sinnige Wahl nicht selten gerade die schlechtesten Erzählungen, weil diese bei der Censurbehörde am wenigsten Anstände finden, und diese fremden und bereits veralteten Erzeugnisse, obendrein noch kastrirt, nimmt das kindliche östreichische Publikum voll Geduld als ihm Neues dahin; besseres Lob dagegen verdient das von Herrn Ritter v. Seyfried redigirte Notizenblatt, welches den faulen Sammler stützend begleitet.

Von politischen fremden Zeitungen wird zu Wien die allgemeine Augsburger Zeitung am häufigsten gelesen; belletristische Journale des Auslandes finden sich an den meisten öffentlichen Orten nur sehr sparsam vor.

Anhang.

Entwurf einer Rezension des Meister Fuchs, einem östreichischen schönen Geiste in die Feder diktirt.

Vorerinnerungen des Fuchses.

Etwas haben die Dummen und die Weisen in der ganzen Welt gemein; beide können Wahrheiten nicht vertragen.

Schlechtes Unkraut gedeiht unter allen Zonen und in jedem Boden, darum giebt es im Oestreichischen eben so gut eine Menge giftiger und einseitiger Rezensenten, wie in Sachsen und Preußen, und ohne magische Kunst kann ich es mir an den Fingern abzählen, daß den Wienern mein Meister Fuchs eben so wenig gefallen wird, als einigen Dres-

denern der Kater und den Pragern mein bescheidenes Böcklein behagte.

An Grobheit stehen die östreichischen Rezensenten keineswegs den norddeutschen nach, dieses hat schon Blumauer gegen Nicolai, ja die ältere, neuere und neueste Zeit hat es oft genug ganz klar und evident bewiesen. Mir macht es nun einmal Spaß, das Loos meiner Schriften im Voraus zu bestimmen; drum, liebes Publikum! habe ich dich einige Stunden nicht ganz unangenehm unterhalten, so vergönne mir nun auch wieder diese kleine Freude.

Ich denke, jene Leute, welche den Kater und Bock gekauft und gelesen haben, werden auch gegenwärtigen Fuchs nicht verschmähen, die Wiener schöngeistigen Aftergelehrten aber werden ihn ungefähr, wenn nicht mit denselben Worten, doch in ähnlichem Geiste, wie folgt, bekritteln:

„Es hat endlich auch einmal wieder einem reisenden Scribifax, der sich Schaden nennt, und von dem man nicht recht weiß, wem er

angehört, beliebt, uns unglückliche Wiener durchzuhecheln. Der Mann nannte sein Büchlein: Meister Fuchs u. s. w., allein wessen Geistes Kind dieser Fuchs sein mag, — ein Meisterstück wenigstens ist er nicht — geht schon aus dem Umstande hervor, daß er hier sogleich nach seinem Erscheinen streng verboten wurde, da doch die ganze Welt weiß, wie human und liberal unsere hochpreisliche Censurbehörde auswärtige Schriften beurtheilt.

Der Hr. v. Sch. sah durch mißfarbige Brillen; er maßte sich nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten an, uns Wiener karakterisiren zu wollen, und dieses bleibt auf jeden Fall eine grenzenlose Frechheit, denn Leute wie uns durchschaut man nicht über Nacht. Alle Urtheile und Angaben des Hr. v. Sch. sind übrigens einseitig, falsch, oberflächlich, erdichtet, erstunken und erlogen, und wenn dieser schäbige Fuchs sich wieder bei uns blicken läßt, — er wird sich zu hüten wissen — werden wir uns nicht entblöden, ihm das rothe Fell über die langen Ohren zu ziehen."

Solche Art zu schreiben, nennen die Oestreicher Humor und Witz und zwar, mit Recht, nur ihnen eigenthümlich.

Schreibt und schimpft, ihr guten Leute, soviel ihr wollt, der weise Oken hatte Recht, als er den Satz aufstellte: „Geistige Pfeile müssen nicht wie metallene criminaliter gerichtet werden, denn ein tüchtiger Mensch kann geistig nicht todt geschossen werden.“

Du aber, geneigtester Leser! magst, wenn du einmal in Gesellschaft meines Fuchses, die östreichische Kaiserstadt besuchest, unparteiisch aussprechen, ob mein Thier ein Blinder von der Farbe gesprochen oder nicht? —

Aufgehobene Handschuhe und Ohrfeigen.

Conscia mens recti famae mendacia ridet,
Sed non in vitium credula turba sumus.

Ovidius.

Gerechtes, großherziges, liberales und humanes Publikum!

Der ungemein sinnige, rechtliche und gar wackere Groß-Buchhändler Brockhaus hat die alt-jesuitische Methode aufgewärmt, zu dir in einem etwas burschikosen Tone zu sprechen, und einem solchen Ehrenmanne nachzustreben wirst du hoffentlich geringern Lichtern nicht verargen. — Darum sperre weit die Ohren auf und höre mit Erbauung an, was ich mit dir, du viel tausendköpfiges Wesen! zu verhandeln habe. Ovids

Sentenz, welche ich oben anregte, heißt auf gut Deutsch also:

„Lügengerüchte verachtet ein Herz, das fern von Schuld ist,
Doch wir leihen so leichtgläubig Verläumdern das Ohr."

Der Verachter der Lügengerüchte bin ich selbst, denn mir wohnt kein schlechtes Bewußtsein bei, den Nachsatz des alten Naso mögest du zu Schanden machen, allein dich dazu zu vermögen, hält man für zweckdienlich, dir eine hell leuchtende Fackel hiermit aufzustecken.

Der preußische General von Ramin, weiland Gouverneur zu Berlin, sprach einst bei der Parade zu sämmtlichen Offizierkorps der Hauptstadt: „Meine Herren! Sr. Majestät der König haben mir allergnädigst aufzutragen geruht, mit Ihnen grob zu verfahren; aber ich bitte Sie, meine Herren! sagen Sie aufrichtig, kann es wohl in der ganzen Welt außer mir noch einen gröbern Gouverneur geben?" — Wahrhaftig, Ew. Exzellenz, erwiderte ein junger Prinz, ich glaube — kaum.

Ich bin bereits mit dem deutschen Journalisten- und Rezensentengesindel also umgesprungen, daß ich, hinsichtlich seiner, mit Recht eine ähnliche Frage stellen könnte, und du, o wahrheitsliebendes Publikum! möchtest mir leicht, wie einst jener Prinz dem Ramin antworten.

Nichts destoweniger bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich im Tempel der göttlichen Grobheit noch nach erklecklichern Fortschritten zu streben habe, und du, mein Publikum! sollst dich überzeugen, daß mir eine solche Ueberzeugung keinesweges zu verargen ist.

Ich habe im Bocksprunge von Dresden nach Prag kühn den Handschuh an die Erde geworfen, und literarische Spiegelritter aufgefordert, ihn aufzuheben. Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg; allein ich versprach den groben Klötzen noch gröbere Keile, und löse hiermit nun mein Versprechen.

Im Hesperus Nro. 91, sub. dat. 16. April 1822 ist Folgendes zu lesen:

Oestreich, am 29. März 1822.

„Der Herr Adolph von Schaden aus Berlin, der sich durch seinen Katersprung von Berlin nach Dresden in letzterer Stadt böse Händel zuzog, so daß ihm in den Zeitungen zu verstehen gegeben wurde, man werde ihm, falls er wieder nach Dresden zu kommen wagen sollte, die Krallen ein wenig beschneiden, hielt sich diesen Winter mehrere Monate in Prag auf und beschrieb seine Reise unter dem Titel: Bocksprung von Dresden nach Prag. Das Buch ward im Auslande gedruckt und vor einigen Tagen, als der Verfasser bereits nach Wien abgereist war, langten die ersten Exemplare davon an. Sie wurden indeß sogleich mit Beschlag belegt, da Herr von Schaden sich allerlei unziemliche Bemerkungen über Land, Stadt und Volk darin erlaubt haben soll. Unter andern soll er auch dem Herrn Kriegskommissär Schießler, der ihn doch mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufgenommen hatte, einige unsanfte Stöße mit seinen Hörnern versetzt haben. Wenn dem so ist, so dürfte

wahrscheinlich auch in Wien nicht nur der Bockssprung, sondern auch der ganze Bock selbst mit Beschlag belegt, und letzterer an einen Ort in Verwahrung gebracht werden, wo es ihm unmöglich sein dürfte, den projektirten Eselsprung von Prag nach Wien (unter diesem Titel soll Herr von Schaden seine Reise nach letzterer Stadt haben beschreiben wollen) an's Licht treten zu lassen."

Ein niederträchtigeres Lügengewebe, als das vorstehende zu entwerfen, erkläre ich hiermit für eine reine Unmöglichkeit, und werde sogleich die kühne Behauptung unwiderlegbar beweisen:

Ich bin kein Berliner, sondern ein baierscher Unterthan und karakterisirter Offizier dieses Staates; der Katersprung ist mit Censurfreiheit eines zum heiligen Bunde gehörenden Fürsten gedruckt und wurde, außer den östreichischen, in sämmtlichen deutschen Landen ungefährdet öffentlich angezeigt und verkauft. Ich lebte, nachdem der Katersprung erschienen war, noch ein volles halbes Jahr in Dresden, erschien unangefochten

im Publikum, und bin dieses Buches halber nie in einen bösen Handel verwickelt worden. Die in Leipzig lebende Frau Gräfin Vitzthum-Eckstädt hat zwar gegen das Werklein eine seltsame Erklärung im Korrespondenten v. u. f. Deutschland abdrucken lassen, allein ich habe diese Erklärung bereits im Bockssprunge sattsam beantwortet. Was nun diesen Bocksprung betrifft, so wird Jedermann, der ihn liest oder gelesen, mir gewiß gern eingestehen, daß es unmöglich ist, ein Land, Stadt und Volk glimpflicher und bescheidener zu würdigen, als in demselben mit Böhmen geschehen.

Die schändlichste und allerhämischste Bemerkung ist jene den Kriegskommissariats-Adjunkten Schießler zu Prag betreffend. Wer zuvorkommende Gastfreundschaft mit schmählicher Undankbarkeit erwidert, ist ein Schurke; ich dagegen habe im Bockssprunge dem Herrn Schießler und seinem Talente die vollste Gerechtigkeit, nach meiner festen innern Ueberzeugung, widerfahren lassen, wovon sich Jedermann selbst zu überzeugen vermag, und ich

fordere hiermit jeden rechtlichen Prager auf, zu erklären, ob ich mich über diesen Mann glimpflich ausgesprochen habe, oder nicht. Wahrlich, wenn der Schießlerischen Muse von den Hörnern der Rezensentenwelt nie schlimmer mitgespielt wird, kann sie stets sehr zufrieden sein.

Einen Eselsprung zu unternehmen oder zu schreiben, war ich nie gewillt, denn einen solchen Sprung auszuführen, hätte mir der gesattelte Hesperus zu Gebote stehen müssen; allein ich fürchte, hätten auch noch ein halb Dutzend Journalisten ihre lendenlahmen Hippogryphe vorgespannt, mit dieser traurigen Kalvalkade schwerlich Wien erreicht zu haben.

Uebrigens vermuthe ich, daß jener Schmähartikel dem Hesperus von keinem Oestreicher, sondern von einem heimtückischen Böhmen aus Prag eingesendet worden ist, dessen Absicht war, mir in Wien böse Händel zu bereiten; allein der Plan schlug fehl, denn ich lebte in dieser Kaiserstadt eben so ungefährdet wie in Dresden.

Der Redakteur des Hesperus, Hr.

C. André, aber muß, wenn ihm anders ein Fünkchen Ehrgefühl beiwohnt, sich schämen, dem Geifer eines namenlosen boshaften und verläumderischen Schurken, ohne vorherige genauere Prüfung, eine Stelle in seinem Blatte eingeräumt zu haben. Dixi! —

* * *

Elegantchen zu Leipzig hat wie gewöhnlich auch dieses Jahr eine Uebersicht der zur Ostermesse erschienenen neuen Bücher geliefert.

Der neueste Romanen-Cyclus, meint Elegantchen, enthalte zwar viel Wunderliches und Wunderbares, worüber man — sehr weise! — lieber ganz schweigen wolle, nur könne man durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen, — sehr verbunden! — daß ein gewisser Adolph von Schaden, den Kampf der Griechen mit einer leipziger Jungemagd (Stubenmädchen) in Verbindung gebracht habe, weil jener gewisse A. v. Sch. ein Buch herausgegeben, welches sich betitle:

„Theodora, die leipziger Jungemagd, ein Originalgemälde hellenischen Hochsinnes und türkischer Barbarei, aus der ersten Epoche der Insurrection auf Morea."

Elegantchen bedauert nur — sehr mitleidig! — daß die guten Griechen von dem Werke schwerlich Notiz erhalten würden, und schließt mit dem bedeutenden, nagelneuen Stoßseufzerlein: O tempora!

Elegantchens Redakteur, der gute, alte Herr Methusalem Müller, kennt jenen gewissen Adolph von Schaden recht wohl, indem er mit dessen „Briefen eines deutschen Offiziers aus Frankreich" schon im Jahre 1816 so manche Nummer seines Blattes gefüllt, und in der Folge mit dem Gewissen verschiedentlich conversirt und correspondirt hat, nichts destoweniger aber im Jahre 1821 dem Gewissen nicht bezeugen wollte, daß ich — ich, und er — er sei, was doch gewiß nicht philosophisch war.

Nun ließ der gewisse A. v. Sch. in

seinem Katersprunge ein pudelnärrisches Geschichtchen von einem gewissen Methusalemio Hydrocephalo, zu deutsch: „ein gewisser Wasserkopf" abdrucken, welchen Wasserkopf — sehr unziemenderweise! — der gewisse Hr. M. Müller auf sich bezog und — zu meinem höchsten Bedauern! — darüber viele Thränen vergossen haben soll.

Dieser unselige Irrthum hat nun dem unglücklichen A. v. Sch., dessen Werke früherhin von Elegantchen gar gütig herausgestrichen wurden, von dem gewissen M. M. einen Spottpfeil zugezogen, und es ist nur Schade, daß dieser Pfeil, wie die gewissen M. M.schen alle, ganz gewiß der Spitze ermangelt. O Freunde! o Feinde! o Wasserköpfe! o kritische Motive! o Gewißheit! o tempora! o mores! — —

Noch Tausend und eine Ohrfeige.

Vespertinchen zu Dresden erzählte dem lieben Publikum unlängst folgendes kindliche Anekdötchen:

Ein aus Italien gebürtiger Priester war in Deutschland Seelsorger geworden, ohne recht der Sprache des Landes mächtig zu sein. Bei einer Taufe fragte der gute Mann das neugeborene Kind: „Entsagst du dem Teufel und seinem Hofrath (statt Hoffahrt),“ worauf der Pathe ganz ernst sein: „Ich entsage“ erwidert haben soll.

Mir deucht, jener Priester fragte so groß Unrecht nicht, indem ich zu der festen Ueberzeugung gelangt bin, daß der Teufel wo nicht in seiner Hölle, doch ganz gewiß auf Erden Hofräthe unterhält, wobei ich den geneigten Leser bitte, in Kürze zu vernehmen, wie ich zu diesem seltsamen Glauben gelangt bin.

Ein Herr Johannes Langer that mir auf seinen Reisen nach Norden die Ehre an, mich aufzusuchen und sofort in der wiener Theaterzeitung allerlei seltsame Notizen über mein Pelznegligee, meinen Pudel und meine Tabackspfeifen abdrucken zu lassen.

Ich fand ein solches Benehmen, nachdem ich den mir gänzlich fremden Mann doch höflich und zuvorkommend genug empfangen hatte, unziemend und nahm mir dagegen die Freiheit, dem Herrn J. Langer in meinem ohnlängst erschienenen Bocksprunge ein Nasenstüberchen zu verabreichen. Den wiener Belletristen scheinen Verstand und Gutmüthigkeit beizuwohnen, und ich glaube, er hatte die Pille hintergeschluckt, ohne an fernere Unbill zu denken, allein eben dieses war gegen den Plan eines gewissen Teufelshofraths im S****ischen, dem ich von jeher, der Himmel mag wissen, warum? ein Dorn im neidischen Auge war; und was beginnt der Herr Teufelshofrath? —

Er hatte sogleich nach dem Erscheinen des Bocksprunges nichts eiligeres zu thun, als

von dem erwähnten Nasenstüberchen eine Abschrift zu nehmen, diese Kopie brühwarm an den Herrn L. zu senden und denselben dringend aufzufordern, gegen mich einen recht derben und tief verwundenden Schmachartikel zu verfertigen, wozu der Teufelshofrath selbst die Materialien liefern, und die Aufnahme des Pasquills entweder im Brockhausischen Conversationsblatte, oder aber in noch einer andern hochberühmten Zeitschrift veranlassen wollte.

Der arglose, gutmüthige Herr Johannes theilte das Schreiben, freilich etwas unvorsichtig, zu Wien einem meiner bewährten Freunde mit, einem ehrlichen Manne, der mich sogleich von der ganzen angezettelten saubern Intrigue in Kenntniß setzte. Siehst du, gutes Publikum! so wird zu unserer Zeit im anmuthigen Gefilde der schönen Künste agirt! — Pfui Teufel über solche Teufelshofräthe! —

Dieses wäre eine Ohrfeige! — tausend andere stehen jenen hämischen, neidischen und elenden Kreaturen jeden Augenblick zu

Diensten, welche nun und nimmermehr müde werden, mich in meinem ruhigen Privatleben mit den schändlichsten Verläumdungen und Kabalen zu verfolgen — du aber, sinniges und gerechtes Publikum! wirst ohne große Mühe nun die Quelle jener Schimpfartikel zu entdecken und zu prüfen verstehen. ?! — —

Das Ländchen

ob der Enns, Linz und Passau.

Anderweitige Briefe, geschrieben aus Passau nach Norddeutschland im Sommer des Jahres 1822.

I.

Noch, mein theuerster K**! blieb ich Dir die Beschreibung meiner Reise von Wien nach Passau schuldig, und so klein und unbedeutend sich auch die Route auf der Postkarte darstellen mag, so hoffe ich doch nicht, Dich durch meine Relationen in einen sanften Schlummer zu wiegen.

Mein genialer und inniger Freund, der Baron v. S*r**ris, jener originelle und ehrliche Genfer, von dem ich Dir so oft schon schrieb, ließ es sich durchaus nicht nehmen, mich mit seinen raschen Isabellen und seinem leichten Steyrerwagerl mehr als die Hälfte des Weges zu spediren.

Ich freute mich recht herzlich, endlich der Kaiserstadt, wo es mir im Allgemeinen keineswegs sehr gefallen hatte, zu entrinnen; wir sendeten die Pferde zwei Poststationen voraus, übernachteten in Hütteldorf *) bei einem andern wackern, gemeinschaftlichen Freunde, und suchten am andern Morgen mit dessen raschen Pferden unser vorausgeschicktes Steyrerwagerl zu erreichen, was uns auch bereits schon in Sieghardskirchen gelang. Die Isabellen flogen mit dem leichten Fahrzeuge dahin, daß ich in der That, im eigentlichsten Sinne des Wortes, kaum zu Odem kommen konnte, und schon Nachmittags 4 Uhr befanden wir uns zu Mölk, obwohl dieser Marktflecken nicht weniger als dreizehn Postmeilen von Wien entfernt ist.

---

*) Ein freundliches 1¼ Stunde von Wien entferntes und an der Linzer Landstraße belegenes Dörfchen. In der Kirche befindet sich das Grabmal des berühmten Dichters Denis. Mehrere wohlhabende Wiener besitzen artige Landhäuser zu Hütteldorf, unter denen sich das Liechtensteinische, noch mehr aber das der Familie Paar, mit seinem niedlichen Parke, vorzugsweise auszeichnen.

In St. Pölten, einem hübschen Städtchen, wo gewöhnlich der Staab sammt einem Bataillone des Infanterie-Regiments, welches sonst Kerpen hieß, garnisonirt, hatten wir Mittag gemacht. Es wird hier vieler und ausgezeichnet guter Safran gebaut.

Der Flecken Mölk, an der Mündung der Mölk in die Donau, liegt in einer sehr romantischen Gegend. Man findet in der einzigen Straße des Ortes einen Gasthof an dem andern, und es bleibt beinahe unbegreiflich, auf welche Art hier ein Dutzend Gastwirthe subsistiren können. Wir nahmen in einem Gasthofe Absteigquartier, dessen Besitzer ein Italiener war, und wo wir, zu unserer nicht geringen Verwunderung, eine Bedienung und Unterkommen fanden, wie man es nicht viel besser in einer der ersten Aubergen Berlins oder Wiens zu erwarten vermag, aber freilich verstand unser welscher Hauspatron auch trefflich die großstädtische Kreide zu führen.

Auf der Höhe des Abhanges, an welchem sich der Flecken Mölk herniedersenkt, prangt

die Benediktinerabtei gleiches Namens nebst einem herrlichen Tempel.

Wir bestiegen, den Abend zu vollbringen, den ziemlich steilen Berg; allein es war bereits zu spät, die Kirche, die Abtei, und die in derselben befindlichen kostbaren Bücher-, Münz- und Naturaliensammlungen zu beschauen, und wir mußten uns daher begnügen, in dem weitläufigen, größtentheils noch in alt-französischem Geschmacke angelegten Garten des Klosters zu lustwandeln, wo wir uns aber durch eine unbeschreiblich reizende und malerische Aussicht in's weite hochromantische Donauthal hinlänglich entschädigt sahen.

Mehrere ältere und jüngere Benediktiner lustwandelten gleichfalls im Klostergarten; ich ließ mich mit einem derselben in ein Gespräch ein, und der ehrwürdige Mann klagte bitterlich über schwere Zeiten und die häufigen Abgaben, welche die ohnehin sehr herabgekommene Abtei an den Staat zu entrichten habe. Nur eine Art Gymnasium und das Unterhalten mehrerer Pensionärs, meinte der Mann, könne allein mühsam das Kloster

noch vor gänzlichem Verfall bewahren. Mag sein — allein den dicken Bäuchen und Köpfen sämmtlicher Herren war weder Noth noch großes Mühen anzuschauen.

Wir fuhren am folgenden Morgen über Kemmelbach nach Amstetten. In dem Maaße, als man sich der Enns nähert, stellt die Gegend sich fruchtbarer und romantischer zugleich dar; eine aufs höchste getriebene Obstzucht ersetzt hier den Weinbau. Man brauet aus dem Obste einen Most, und dieser ist hier das gewöhnliche Getränk; es mag den Landmann in heißen Tagen genüglich stärken und erquicken, allein dem an Wein oder auch nur an starkes, wohl gegohrenes Bier Gewöhnten will dieser Most nicht recht munden, und man fühlt nach dem Genusse desselben leicht Beschwerden.

Ich trennte mich in Amstetten, nicht ohne Rührung, von meinem edlen Freunde, dem Baron v. S*r**ris, denn wir dürften uns wohl in diesem Leben zum letztenmale gesehen haben; doch der edle Britte Campbell schrieb:

„Wenn treue Freunde das Schicksal, nur um
sie zu trennen, vereinte,
Warum denn bliebe Erinnerung an sie dem Herzen
so heilig?“

und noch diese Worte sagte ich tröstend meinem wackern S—s beim letzten Händedruck.

Den kurzen Weg von Amstetten über Stremberg nach Enns legte ich mit einem Lohnkutscher zurück; man passirt den Strom dicht am Fuße des Berges, auf welchem sich das Städtchen gleiches Namens befindet.

Von ältern Schriftstellern wird das Städtchen Enns für das ehemalige, berühmte, alte Laureacum (Lorch) der Römer ausgegeben, allein diese Angabe wird bei näherer Prüfung höchst verdächtig und unglaubwürdig.

Unter den römischen Autoren bleibt Ammian Marcellin der einzige, welcher Laureacums erwähnt; ältere deutsche Schriftsteller behaupten, daß es die römische Hauptstadt in Noricum gewesen, welchem dagegen von Andern geradezu widersprochen wird.

Daß in diesen Gegenden sich das große Laureacum wirklich befunden, und daß unfern desselben der Sammelplatz der römischen Kriegsschiffe gewesen, bleibt nicht zu bezweifeln; allein heutiges Tages mit Bestimmtheit die Stelle der ehemaligen bedeutenden Niederlassung und deren Grenzen auszumitteln, dürfte unmöglich sein.

Historische Gewißheit ist, daß die Herzöge von Baiern ungefähr gegen das Jahr 900, sich vor den häufigen Einfällen der Ungarn zu sichern, Ennsburg erbauten, aus welchem das nunmehrige Enns entstand. Der Ort bietet, wie er jetzt ist, dem sinnigen Reisenden nichts Interessantes dar; einen barocken Anblick gewährt ein großer, frei auf dem Platze dastehender unter Maximilian I. erbauter Thurm.

Enns umfaßt ungefähr 2900 Einwohner.

II.

Von hier an bis zur Grenze wird das Land: Ob der Enns, oder auch geradezu Oberöstreich genannt.

Ich traf in dem Städtchen Enns einen glut- und talentvollen jungen Maler aus Luzern, der von dem Ländchen ob der Enns und seinen Einwohnern mit einer wahren Begeisterung sprach und mich dermaßen neugierig machte, daß ich mich kurzweg entschloß, mit ihm einige Streifzüge ins Land hinein und zwar zu Fuß zu wagen, und ich fand in der That keineswegs Ursache, die Ausführung des raschen Entschlusses zu bereuen.

Ein Eldorado im eigentlichsten Sinne des Wortes schien mir Oberöstreich; die hohen steyrischen, salzburgischen und böhmischen Gebirge begrenzen den weiten Horizont, und Oberöstreich selbst wird ein Gebirgsland genannt, allein seine Berge erscheinen nicht als solche, sondern vielmehr als lachende sanfte Höhen, welche beinahe allerwärts bis auf den Gipfel angebaut sind.

Das ganze Ländchen gleicht einem großen, schönen Garten; Felder, Wiesen, Thäler und Auen sind überall mit Obstbäumen bepflanzt, und die üppigste Vegetation mit ihren duftigen Reizen entzückt allerwärts. Beinahe mit

jedem Schritte wechselt die Aussicht, und das Auge weiß häufig nicht, wohin es vorerst sich wenden soll.

Man findet in Oberöstreich nur wenig eigentliche Dörfer, aber eine Menge zerstreut liegende größere Höfe, deren Aeußeres mehr einem Schlosse als einem Bauernhause ähnelt. Die Gebäude befinden sich beinahe stets in Mitte der den Bauern eigenen Grundstücke, zu welchen, außer reichen und weitläufigen Obstpflanzungen, auch Waldungen und Teiche gehören.

Der oberöstreichische Landmann erinnert durch seinen schönen, kräftigen Körperbau, durch freie Haltung, schlichte Sitten, Gastfreundschaft und das ihm beiwohnende gesunde Urtheil und natürlichen Verstand ungemein lebhaft an den Tyroler und Schweizer, und ist im Ländchen ob der Enns unstreitig unter allen seinen Brüdern der glücklichste in der weitläufigen Monarchie; er kennt Knechtschaft und Frohndienste kaum dem Namen nach und lebt größtentheils im Zustande der Wohlhabenheit.

Mancher oberöstreichische Landmann besitzt, seine Waldungen nicht mitgerechnet, mehr als 200 Jauchert Acker- und Wiesenland, 10 bis 18 schöne, starke Pferde von einer guten Race, und 40 bis 60 Stück Rindvieh. An selbst erzeugter Leinwand findet man in jenen Bauernhöfen Vorräthe, daß dieselben für die ganze künftige Generation der Familie hinreichend zu sein scheinen, und an Obstwein werden nicht selten in einem Haushalte jährlich 500 bis 600 Eimer gewonnen.

Gastfreundschaft ist eine Haupttugend dieser glücklichen Leute, welche sie in einem kaum glaubwürdigen Grade ausüben.

Mein neuer, junger Freund aus Luzern führte mich in mehr als sechs große Bauernhöfe, in welchen er sich ohne Umstände vorerst selbst bekannt gemacht hatte; wir wurden allerwärts mit inniger Freude und Herzlichkeit aufgenommen, und diese Landleute entwickelten so vielen natürlichen Anstand, daß ich in der That staunen mußte; von aller Heuchelei und Falschheit bleiben sie weit entfernt.

Diese wohlhabenden Bauern treiben die

Gastfreundschaft so weit, daß sie sehr gewöhnlich ihre erwachsenen Töchter auf einige Zeit zum Kochenlernen in die Stadt senden, lediglich um ihre Gäste anständig bewirthen zu können. Wer einem solchen Bauern für die reichlichste Bewirthung Geld bieten wollte, würde sein Ehrgefühl im höchsten Grade verwunden.

Trotz seiner Wohlhabenheit überläßt sich der oberöstreichische Landmann nie einem übertriebenen, mit seinem Stande unverträglichen Luxus; er trägt einen langen, schwarzen Rock von halbfeinem Tuche, einen großen schlichten Hut und einen bunten, oft seidenen Brustlatz; die Meubel seines Hauses sind fest aber einfach und gewöhnlich sehr alt, durch die höchste Reinlichkeit allein strebt man sich in Kleidung und allerwärts auszuzeichnen.

Die Weiber und Frauen entwickeln einen hohen und üppigen Wuchs, und man erblickt unter ihnen häufig auffallende Schönheiten; ihr Kostüm ist sehr karakteristisch; auch sie kleiden sich, mit Geschmack, größtentheils in dunkle Farben. Das weibliche Geschlecht ist

ungemein munter, feurig, oft recht witzig in seiner Art, hält aber streng auf Zucht und Sitte, und allenfalsige Freiheiten, welche sich der Unbescheidene nehmen möchte, werden unfein genug geahndet.

Man findet unter den oberöstreichischen Bauern, im eigentlichsten Sinne des Wortes, denkende und sehr richtig raisonnirende Leute. Meistens hat der Herr des Hauses für sich ein besonderes Gemach, welches man mit unsern Studierzimmern vergleichen könnte; wenigstens bemerkt man in demselben nicht selten Sammlungen gemeinnütziger Schriften aus dem ökonomischen Fache u. dgl.; ein solcher Mann sagte mir:

„Sie loben unsere Landwirthschaft und wundern sich, bei uns etwas mehr Bildung zu finden, als man sonst gewöhnlich dem deutschen Bauern zutraut? — Wahr ist es, wir schritten einigermaßen vorwärts, allein unsere Landwirthschaft ist noch gar großer Vervollkommnung fähig. So bedürften wir in unserer Gegend gar keiner Brache, wir könnten durch Anbau der Futterkräuter und Einfüh-

rung der Stallfütterung unsere Oekonomien sehr verbessern; ich und einige meiner Freunde suchten hierin mit gutem Beispiele vorzugehen, allein wir fanden geringe Nachahmung, dagegen aber häufigen Tadel, denn Eigensinn und hartnäckiges Hangen an dem Alten und einmal Gewohnten zeichnen den Bauern mehr oder weniger allerwärts, wenn auch schon nicht zu seinem Vortheile aus."

Das nenne ich mir doch, von einem Bauern selbst, vorurtheilsfrei und vernünftig geurtheilt!

Außer den erwähnten großen und reichen Bauern, giebt es freilich in Oberöstreich auch noch eine viel bedeutendere Zahl kleinerer und weniger mit Glücksgütern gesegneter Landleute; indeß bleibt in diesem Ländchen nichts destoweniger ein hoher und ungewöhnlicher Wohlstand unverkennbar, eine Thatsache, welche um so größere Bewunderung verdient, wenn man weiß, daß vielleicht keine unter den Provinzen der großen Monarchie, in den vielen aufeinander folgenden Kriegsjahren so hart und anhaltend mitgenommen wurde, als gerade das Ländchen ob der Enns.

Wein wird jetzt in Oberöstreich, schon seit ungefähr zwanzig Jahren, gar nicht mehr gebaut, denn er allein wollte in diesen anmuthigen und glücklichen Gefilden nie recht gedeihen, weil die Nähe der steyerschen, salzburgischen und vorzüglich der böhmischen Gebirge verursacht, daß das Wetter im Frühlinge und Spätjahre dennoch oft viel rauher ist, als man nach der geographischen Breite des Landes vermuthen sollte.

III.

Man legt den Weg von dem Städtchen Enns nach Linz mit nur einigermaßen guten Pferden leicht in fünf Stunden zurück.

Eine Stunde vor Linz muß man Ebelsberg *), jenen kleinen Marktflecken passiren, dessen Name in der Geschichte neuerer Kriege, durch die ungemein mörderische und furchtbare Schlacht, welche am 3. Mai 1809 der östreichische General Hiller dem Mar-

*) Der Ort wird von beinahe allen neuern Schriftstellern und zwar ganz falsch: „Städtchen Ebersberg" genannt.

schall Massena lieferte, eine bedeutende Celebrität erhielt.

Ebelsberg liegt unmittelbar an dem rechten Ufer der Traun, über welche hier eine 268 Klafter lange Brücke führt. Das alte, bereits im zehnten Jahrhundert erbaute Schloß dominirt die Gegend und gleich hinter dem Marktflecken, gegen Enns zu, erheben sich bedeutende Defileen.

Ich beschaute, in Begleitung eines Ebelsberger Bürgers, der an jenem verhängnißvollen Tage als Unteroffizier unter Hiller gekämpft hatte, das denkwürdige Schlachtfeld, und der verständige Mann wußte mir die verschiedentlichen Stellungen alle mit großer Genauigkeit zu bezeichnen.

Mehrere militärische Schriftsteller haben Hillers Dispositionen hinsichtlich der Ebelsberger Schlacht hoch erhoben, allein obwohl ich strebe, ganz unparteiisch zu schreiben, kann ich dessenungeachtet, nach genauer Prüfung des Terrains, weder als Taktiker noch Stratege, unmöglich mit in der Herren Trommete stoßen, und ich erinnerte mich an Ort

und Stelle unwillkührlich an gewisse Worte, welche Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt, und die sich noch ungemein weiter ausdehnen lassen.

Ja wohl wird manche blutige Schlacht nicht der Nothwendigkeit halber, geschlagen, sondern weil der junge oder alte Feldherr einen Sieg wünscht, oder sich im schlimmsten Falle wenigstens durch einen kunstgerechten Rückzug auszuzeichnen hofft.

Die Aufgabe war, der weit überlegenern, gegen die Traun vorrückenden französischen Armee den Uebergang streitig, oder vielmehr ihr möglichst vielen Abbruch zu machen, denn an ein gänzliches Aufhalten war vernünftigerweise gar nicht zu denken.

Das Terrain bot Hillern allerdings eine sehr feste und vortheilhafte Position an; allein er ließ sich gleich anfangs dadurch einen groben taktischen Schnitzer zu Schulden kommen, daß er den größten Theil seiner Hauptmacht vor den Defileen und zwar in dem Marktflecken selber aufstellte.

Ohne Prophetensinn ließ sich der Erfolg

leicht vorher bestimmen; der schöne Ort mußte geopfert, die Oestreicher aber, selbst im Falle der hartnäckigsten Gegenwehr, am Ende durch Uebermacht dennoch gezwungen werden, sich durch die ihnen im Rücken liegenden Defileen zurückzuziehen, in welchen sie von dem Geschütze des nachsetzenden Siegers nothwendigerweise bedeutenden Schaden erleiden mußten; gewonnen konnte durch dieses Manöver nichts werden, weil der zahlreiche vordringende Sieger auf jeden Fall weniger Verlust an Mannschaft hat, als der schwächere sich zurückziehende Theil.

Ein weiser, kalt überlegender Feldherr konnte hier anders handeln. Hiller mußte gleich im ersten Augenblick die Brücke, das Schloß und selbst den Flecken aufgeben, dagegen seiner ganzen Hauptmacht eine zweckmäßige Stellung hinter den Defileen geben.

Der Feind sah sich nichts destoweniger gezwungen, ihn anzugreifen, allein einer wohlgeordneten Macht gegenüber mag es keine Kleinigkeit gelten, durch diese engen, steilen

Schluchten zu defiliren und dann zu deployiren; es mußte unter dem östreichischen Kanonenfeuer geschehen und nicht anders hätte es kommen können: die Franzosen würden unzählige Menschen, Hiller dagegen nur sehr wenige verloren haben, und dessenungeachtet hätte dieser nach wie vor in bester, vielleicht in noch besserer Ordnung, als wirklich geschah, sich nach Enns zurückziehen können.

Allein bei des östreichischen Feldherrn mangelhafter Disposition blieb der Verlust auf beiden Seiten gleich bedeutend, und gänzlich zwecklos waren die Brücke und das schöne Ebelsberg (es wurde ganz und gar ein Raub der Flammen) geopfert worden.

Wie furchtbar dort gemetzelt worden sein mag, läßt sich daraus schließen, daß selbst Napoleon bei Ueberschauung der Ruinen und des Schlachtfeldes mehreremal ausgerufen hatte: „Jamais je n'ai vu un spectacle si affreux!" *)

*) Mehrere Schriftsteller und selbst das Brockhausische Conversationslexikon (siehe Art. Ebersberg) legen die Aeußerung einem andern fran-

Heutiges Tages stellt sich Ebelsberg, bereits wieder aufgebaut, als ein freundliches Oertchen dar, welches häufig von den Linzern besucht wird.

An der Traunbrücke werden dem Fremden die Pässe abgefordert, und dieselben durch Siegel und Unterschrift zur Reise nach Linz gültig erklärt, obwohl die Hauptstadt Oberöstreichs von hier nur noch ein kleines Stündchen entfernt ist; Aehnliches passirt uns kaum, wenn wir von Stolpe nach Danzig reisen.

Es war an einem Sonntage gegen Mittag, als ich mich den Linien der oberöstreichischen Hauptstadt nahete; lahme, krumme und bucklige, bettelnde Jammergestalten bedeckten von Ebelsberg an die Landstraße; ein unerfreulicher Anblick und auffallender Kontrast gegen die Industerie und Wohlhabenheit der Landleute, welche ich vor kurzem im Ländchen ob der Enns bewundert hatte.

zösischen General in den Mund, allein daß die Worte ursprünglich Napoleon angehören, weiß jeder gebildete Linzer zu bezeugen.

Endlich war die Linie erreicht, wo der Fremde erst nach dem gewöhnlichen peinlichen Ausfragen und Visitiren, gegen Abgabe seiner Reisepässe, die gnädige Erlaubniß erhält, in die Stadt zu fahren und sein Geld zu verzehren.

Des Jahrmarkts halber war es gerade in Linz sehr lebhaft; viele Fremde befanden sich in der Stadt, und ich sah mich deshalb gezwungen, im goldenen Stuck *), keineswegs einem der ersten, aber dennoch sehr reinlichen und anständigen Gasthofe mein Absteigequartier zu nehmen.

Ich hielt nach verzehrtem guten Mittagsbrote ein Stündchen Siesta, worauf der Kellner in meine Stube trat und fragte: wann der Gnädige zu jausen und um welche Zeit zu Abend zu essen gewohnt seien?

Zu jausen? fragte ich verwundert, was ist das? — und da kam es denn heraus, daß unter jausen eine dritte Mahlzeit verstanden wird, welche man zwischen dem Mittag= und Abendbrote noch einnimmt.

---

*) Stuck bedeutet hier so viel als — Kanone.

Du siehst, lieber K**l! daß der Magen auch in Linz nicht vergessen bleibt; ich meines Theiles schlug das sogenannte jausen aus und schickte mich an, das Stadttheater zu besuchen. Lebe wohl, bald ein Mehreres!

IV.

Linz, die Hauptstadt Oberöstreichs, mein theurer K***! liegt am rechten oder südlichen Ufer der Donau. —

Schon sehe ich Dich, Du methodisches Genie! vom Stuhle aufspringen, und nach dem Bücherschranke rennen, um den Gaspari und Dein schundiges Conversations-Lexikon nachzuschlagen. Ich rathe Dir, bleibe ruhig sitzen, denn ich werde in meiner eigenthümlichen Manier richtigere und interessantere Notizen mittheilen, als Du dort finden dürftest; doch halt — ich mag meinem Systeme nicht untreu werden, drum vernimm vorerst, was ich Dir in geschichtlicher Hinsicht von jener freundlichen Donaustadt zu berichten habe.

Viele Historiker nehmen das heutige Linz ganz zuversichtlich für das alte Lentium der

Römer, welches bei diesen eine der Hauptstädte in Noricum bildete, die bekanntlich von den wilden Hunnen und Avaren zerstört wurde, obwohl nicht ein einziger triftiger Grund die erstere willkührliche Behauptung zu unterstützen vermag; ja so alt Linz auch sein mag, so bleibt nichts destoweniger gewiß, daß seine Geschichte nicht weit über das Mittelalter hinaus, erst einige Zuverlässigkeit gewinnt.

Schloß, Stadt und Gebiet des heutigen Linz waren einst das Eigenthum der Grafen von Kyrnberg, von denen es durch Kauf im elften Jahrhundert an die Markgrafen von Oestreich überging. Im Jahre 1490 erst wurde Linz zur Hauptstadt von Oberöstreich erhoben und in spätern Zeiten verdankte es verschiedenen Regenten mehrere Freiheiten und Privilegien.

Eine vorzugsweise denkwürdige Periode in den Annalen der Stadt bleibt der bekannte Bauernkrieg des siebzehnten Jahrhunderts; Linz wurde von den sogenannten Rebellen um das Jahr 1626 unter ihrem An-

führer Stephan Fadinger, und nach dessen Tode von Achatz Wiellinger förmlich belagert, viele schöne Gebäude und alle Vorstädte wurden ein Raub der Flammen. Merkwürdig und gewiß wenig bekannt ist der Umstand, daß der große Mathematiker Johann Keppler *), welcher sich zu jener Zeit in Linz befand, durch den Brand ein ganzes, sehr wichtiges Manuskript verlor, dessen Druck bereits begonnen hatte, und welches der unsterbliche Mann nicht mehr zu ersetzen vermochte, da er bald darauf starb.

Im Jahre 1632 erregten die Bauern, schwedischer Hülfe vertrauend, einen neuen Aufstand, und Linz sah sich abermals hart bedroht, allein die donnerschwangern Wolken zogen unschädlich vorüber, schnell genug ward diese zweite Rebellion gedämpft.

*) Er war geboren zu Wiel in Schwaben am 27. Dezember 1571, und verhungerte auf faulem Stroh den 15. November 1630 zu Regensburg, in welcher Stadt dem ausgezeichneten Kopfe 237 Jahre nach seinem Tode ein Denkmal errichtet wurde.

Von nun an genoß Linz, wenige und kurze Unterbrechungen ausgenommen, die Früchte des segensreichsten Friedens; Handel und Gewerbe blüheten herrlich, und in ihrem gewöhnlichen Gefolge blieb der beglückende Wohlstand nicht aus.

Im Jahre 1800 brach in dem Schlosse der Stadt eine Feuersbrunst aus, welche so schnell um sich griff, daß der größte Theil der Altstadt ein Raub der Flammen wurde. Diesem an sich selbst höchst unglülichen Umstande verdankt Linz bedeutende Verschönerungen.

Nicht weniger dunkel, als die der Stadt, blieb die frühere Geschichte des berührten, größtentheils abgebrannten Schlosses; auch seinen Ursprung wollte man aus den Zeiten der Römer herleiten, allein ebenfalls ohne Aufbringung triftiger Beweise für die Behauptung. Richard Löwenherz hatte einige Zeit in der Burg verlebt, nachdem er von seinem treuen Volke aus der Haft zu Dürrenstein losgekauft worden war.

In den neuesten Zeiten wurde Linz durch

feindliche Invasionen hart mitgenommen, und 1809 vorzüglich die schöne am linken Donauufer gelegene Vorstadt: Urfahr genannt, großen Theils zerstört; allein jetzt sind kaum noch unbedeutende Spuren jener Unglücksfälle sichtbar.

V.

Kaum in Linz eingetroffen, erhielt ich eine sehr höfliche Einladung vom Polizeichef, dem Herrn Regierungsrath v. H., ihn sogleich zu besuchen. Ich kannte diese Einladungen bereits, denn sie waren mir in allen Städten des Kaiserstaates, welche ich passirt hatte, zu Theil geworden; ich hätte solche Einladungen gern allerwärts abgelehnt, allein der Höflichkeit jener Herren zu widerstreben, bleibt keinesweges rathsam.

Die eigentlichen Vorstände der Polizeibehörden in allen größern Städten Oestreichs sind in der Regel fein gebildete, umsichtige und gar sehr gewitzte Männer, und das war auch der Herr Regierungsrath von H.; er bediente sich, die Einladung zu entschuldigen, des ge=

wöhnlichen Vorwandes, daß er einige meiner Schriften gelesen habe, und daß er nun wünsche, meine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Die Unterhaltung begann; allein des Herrn Regierungsrathes eigentlicher Zweck wurde mir bald genug klar *); er wollte mich lediglich aushorchen, wie es mir in Wien ergangen, und wie ich wohl über diese Hauptstadt urtheilen möchte; ich befand mich der Grenze des geliebten konstitutionellen Vaterlandes nahe, und legte heute mir weniger Zwang auf, als sonst die Klugheit bei solchen Gelegenheiten gebot; in einen Swahl von Komplimenten gehüllt, sagte ich dem Herrn Regierungsrathe einige recht derbe Wahrheiten in's Gesicht; er wußte nun, mit wem er es zu thun und entließ mich, nach Verlauf einer halben Stunde, höflich kalt.

Von dem Exminister Fouché, welcher bekanntlich einige Zeit in Linz privatisirt hatte,

*) Napoleon pflegte öfters zu sprechen: „Il en est de la poste comme de la police: on n'attrape que les sots.“ Und er hatte in der That Recht.

erzählten mir glaubwürdige Leute einen Zug, welcher mich in der That recht herzlich zu lachen machte.

Der damalige Polizeichef zu Linz erhielt von Wien aus den Befehl, jedes Wort, jede Miene und Handlung des Herzogs von Otranto zu beobachten und regelmäßig zu berichten, jedoch sollte dieser nicht das Geringste davon gewahren.

Ja du lieber Himmel! ein Fouché und ein östreichischer Polizeibeamte — welcher Unterschied? Der Herzog durchschaute im ersten Augenblick das Ganze, und ließ den Linzer Polizeichef auf der Stelle zu sich bitten: „Lieber Herr Regierungsrath! sprach der Exminister, ich weiß, daß Sie mich beobachten sollen, und daß ich selbst davon nichts ahnen darf; es ist ein beschwerliches Geschäft, welches man Ihnen übertrug, und nach allen meinen Kräften wünsche ich es zu erleichtern, daher für Sie, von heute an, jeden Tag ein Couvert auf meiner Tafel bereit liegen wird, bei welcher Gelegenheit Sie mich dann, so viel es beliebt und in größter Bequemlichkeit beobachten mögen.“

Ob der Herr Regierungsrath das Anerbieten annahm oder ablehnte, ist mir nicht bekannt geworden.

Ich saß noch mit etlichen lebenslustigen, reisenden Kaufleuten bei der vollen Flasche, an der Tafel, als ein Kellner odemlos in's Zimmer stürzte und uns keuchend verkündigte: es habe ein wüthiger (toller) Hund die Polizei gebissen und diese stehe nun in Gefahr, ebenfalls wüthig zu werden. Wir lachten alle hell auf, doch bald löste sich das Mißverständniß:

Die Linzer pflegen, beliebender Kürze halber, einen Polizeisoldaten bloß den Polizei zu nennen, und einen solchen nun hatte der wüthige Hund in der That gebissen; wir aber hatten, des Linzer Jargons ohnehin nicht gewohnt, falsch verstanden — ein verzeihlicher Irrthum doch wohl? —

VI.

Verzeihe mir, mein theurer K***! das kleine Intermezzo, durch welches ich mein eigentliches Thema so eben zu unterbre-

chen wagte; ich kehre schnell wieder zu diesem zurück, und werde Dir nun, meinem Verspre=chen gemäß, den verlornen Faden aufnehmend, einige örtliche und andere Nachrichten, die Hauptstadt Oberöstreichs betreffend, spenden.

Linz liegt beträchtlich höher als Wien, und das Klima ist bei weitem gesünder und gemäßigter als in des Kaisers Residenzstadt.

Ueberhaupt hat die Natur auch die Lage von Linz ungemein begünstigt, und für den Fall, daß das Geschick Dich einst durch diese Ge=genden führen sollte, rathe ich Dir, zu Linz vorerst den Schloßberg, und dann eine fortlaufende Anhöhe zu besteigen, auf deren Gipfel sich ein Wirthshaus, beim Jäger=mayer genannt, befindet. Die Aussicht, de=ren man auf diesem Punkte genießt, ist eine ungemein reizende.

Die freundliche Hauptstadt mit ihren vie=len neuen und schönen Gebäuden liegt, tief zu unsern Füßen, ausgebreitet vor uns. Sanfte grüne Höhen und idyllische Thäler bilden den weiten Horizont, aus dem viele schöne Dörfer überraschend hervor treten. Im Nord und

Ost setzen die Hügelketten vom sogenannten Pöstling bis zum Pfennigberge der Aussicht zwar Schranken, allein eben diese Bergreihen nöthigen den majestätischen Donaustrom zu bedeutenden Krümmungen durchs weite Thal hin, welches den malerischen Anblick noch erhebt. Wendet man das Auge vom Strome rechts, so bemerkt man deutlich die nach Wien führende Landstraße, ja man unterscheidet selbst genau genug die Stadt Enns, Strengberg und im Hintergrunde den hohen Sonntagsberg. Gegen Süd schließen die Höhen hinter Ebelsberg die Aussicht, doch ragen imposant die Thurmspitzen der großen Stiftskirche von St. Florian darüber hervor — und alle diese Aussichten gewährt annoch das Gebiet der Stadt, viel reizendere und romantischere findet man noch außer demselben auf höhern Punkten.

Linz selbst hat mit den meisten, bedeutenden, östreichischen Städten gemein, daß die Stadt viel kleiner ist, als die zu ihr gehörenden Vorstädte. Man zählt deren drei, näm-

lich: die obere Vorstadt, die untere und endlich Urfahr, von welcher letztern oben schon Erwähnung geschah, und die mit der Stadt selbst durch eine 144 Klafter lange, auf 18 Jochen ruhende hölzerne Brücke über die Donau in Verbindung gesetzt ist.

Die Stadt hat vier Thore, und ihr schönster Theil ist der 125 Klafter lange Platz, Markt genannt, auf welchen die bedeutenden Straßen führen und den eine sogenannte, zur Gedächtniß der Pest vom Jahre 1713 errichtete Dreifaltigkeitssäule ziert.

Einen zweiten schönen freien Platz bildet die mit Platanen und Akazien bepflanzte Promenade, wo die Linzer schöne Welt zu lustwandeln pflegt.

Linz zählt gegen 1250 Häuser, in denen in Allem und mit Einschluß der Garnison ungefähr 22,000 Seelen wohnen. Es befinden sich sieben Kirchen in der Stadt, unter denen sich die Josephskirche durch etliche recht brave Gemälde von dem ältern Altomonte — er war ein Deutscher und hieß eigentlich: Hochberg — auszeichnet. Eins der schön-

sten und bedeutendsten Gebäude ist das Landhaus. Uebrigens ist Linz der Sitz der obersten Regierungsbehörde für das Land ob der Enns, auch ein von Joseph II. errichtetes Bisthum befindet sich daselbst. Die Hauptstadt Oberöstreichs hat ein Lyceum, ein Gymnasium und mehrere Normal- und Trivialschulen. Die Erziehung ist bei weitem besser beschaffen, als in Niederöstreich und Böhmen, und beim Lyceum sind etliche wahrhaft gelehrte und heller denkende Köpfe als Professoren angestellt, allein auch sie und mit ihnen der Funke des Lichtes sollen nun in kurzem von jenen intoleranten Obskuranten, welche sich Liquorianer nennen, verdrängt werden.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir der Umgang mit den Linzern mehr als der mit den Wienern zusagte; jene sind freilich auch sinnlich und lebenslustig, aber nichts destoweniger ungemein offener, freisinniger, witziger und geistreicher, als diese.

Auch eine öffentliche, den Studierenden sehr ersprießliche Bibliothek befindet sich in Linz; sie besteht aus ungefähr 23,000 Bän-

den, worunter aber eine Menge ascetischer Schriften und alter theologischer und sogenannter philosophischer Werke, voll scholastischen Unsinnes ausgeworfen zu werden verdiente; an seltenen und schätzbaren Inkunabeln ist diese anderwärts unbedeutende Büchersammlung sehr reich; man zählt deren mehr als 400.

Ein im Bibliothekgebäude vorhandenes physikalisches Kabinet wird Museum genannt, doch verlohnt es kaum der Mühe, dasselbe zu beschauen.

Die Linzer Anstalten, hinsichtlich der öffentlichen Sicherheit und Bequemlichkeit, das Straßenpflaster, die Beleuchtung u. s. w. verdienen Lob; an den Ufern der Donau findet man mehrere reinliche und zweckmäßig eingerichtete Badehäuser.

An Instituten für verarmte und erkrankte Menschen leidet Linz ebenfalls keinen Mangel; das Gebähr-, so wie das Irrenhaus sind reich dotirt und vortrefflich eingerichtet; die verehrungswürdigen Orden der barmherzigen Brüder und Elisabethiner

rinnen erfüllen auch hier ihren erhabenen Beruf mit Erfolg und nicht zu ermüdendem Eifer, und für das Armenwesen überhaupt spricht schon der Umstand, daß es noch immer so fortbesteht, wie es einst der unsterbliche zweite Joseph reformirte.

Nicht Prahlerei verdient es genannt zu werden, wenn der Oberöstreicher von seinem Lande und dessen Hauptstadt insbesondere behauptet, daß sie hinsichtlich des Handels und der Industerie von keiner der andern Provinzen der ganzen großen Monarchie übertroffen würden.

Linz, als einer der bedeutendsten Stapelplätze an der häufig befahrenen Donau, erfreut sich eines lebhaften Handels überhaupt; und wichtige Transitogeschäfte gewähren demselben große Vortheile. Die Stadt hält zwei Jahrmärkte (Messen), und da ich gerade während eines solchen zu Linz verweilte, so fand ich Gelegenheit, mich an Ort und Stelle zu überzeugen, daß mit Tüchern, Leinwand, Zwirn, Leder und Steiermärkischen Eisenwaaren ein ansehnlicher Verkehr getrieben wird.

Linz zählt mehrere Wollenfabriken, unter denen eine kaiserliche die größte und bedeutendste ist und eine Menge Menschen beschäftigt und ernährt; diese Fabriken liefern, zu in der That sehr billigen Preisen, Tücher, Kasimire, verschiedene andere wollene Zeuge, Tamise, Teppiche u. s. w.

Auch vier Buchhandlungen und eben so viele Buchdruckereien giebt es in Oberöstreichs Hauptstadt, allein mit der einseitigen Wirksamkeit solcher Institute, im ganzen Kaiserstaate überhaupt bereits vertraut, verspürte ich keine Lust, die hiesigen zu besuchen.

VII.

Seit beinahe vierzig Jahren schon hat Linz eine stehende Bühne. Das nunmehrige ungemein freundliche Gebäude wurde nach dem großen Brande von 1800 an der Promenade von den Ständen Oberöstreichs aufgeführt und in seinem Innern, in einem aber nur zu kleinem Maaßstabe, nach dem Muster des Theaters an der Wien eingerichtet, auch befin-

den sich in dem Hause ein Redoutensaal und das Kasino.

Du magst leicht ermessen, mein theurer K***! wie ich staunte, als ich in Linz eingetroffen, für den Abend desselben Tages ein Stück angezeigt fand, welches selbst seit längerer Zeit schon von den Brettern der Berliner und der norddeutschen Bühnen überhaupt beinahe gänzlich verdrängt worden ist, seit jener Periode nämlich, von welcher an man allerwärts sogenannte Demagogen und freisinnige Sektirer wittert; man fürchtet die poetische Sprache der Freiheit, oder vielmehr den Impuls, den sie üben möchte, und Du hast vielleicht schon errathen, daß von Schillers Wilhelm Tell hier die Rede ist.

Mit nicht geringer Spannung betrat ich das Schauspielhaus, ja du lieber Himmel! der Tell war freilich auf dem Zettel angezeigt, allein in dieser Aufführung erkannte ich die ursprüngliche Dichtung kaum wieder. Der fünfte Akt blieb ganz weg; nun es hätte darum

sein mögen, denn der epigrammatische berliner Buchhändler Herr J. Fr. Sommerbrodt schrieb:

„Wo Weizen ist, da drängt sich Unkraut ein;
Drum muß beim Wilhelm Tell ein zweiter Akt auch sein."

Schon Recht — allein hier wurde mit der Spreu zugleich auch der würzige Weizen verschüttet. Gleich Anfangs blieben die schönen Gesänge nach der Melodie des Kuhreigens weg, und gerade die schönsten und ergreifendsten Stellen der herrlichen Dichtung traf ein gleiches Loos, so daß das Ganze im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Leistung ohne Sinn und Verstand war. Nun wurde mir freilich klar, daß der arme verstümmelte Tell von der hochpreislichen Polizeibehörde die Erlaubniß hatte erlangen können, über die Bretter hinken zu dürfen; man versteht anderswo das Kastriren der Bühnenstücke auch, allein die höchste Meisterschaft in der edlen Kunst wurde sicher zu Linz erreicht.

Unter den Künstlern und Künstlerinnen zeigten mehrere ziemliche Anlagen, und besonders

nahm der Bühnendirektor den Landvogt recht brav; die Dekorationen waren nicht schlecht, sie werden, wie man mir sagte, meistens von einem Maler aus Wien verfertigt.

Ich beschloß, von Linz nach Passau mit dem gewöhnlichen Postwagen zu fahren, um auch diese Art des Reisens im Oestreichischen kennen zu lernen, und ich muß Dir aufrichtig gestehen, lieber K**l! sie ist nichts weniger als unangenehm, die Wagen sind durchaus noch bequemer eingerichtet, als die englisch-preußische königliche Journaliere, welche von Berlin nach Potsdam fährt, und wem die Gesellschaft im Wagen nicht behagt, der kann in's sogenannte Kabriolet flüchten, wo er sich allein überlassen bleibt.

In Schärding, dem letzten östreichischen Grenzorte eingetroffen, nahm ich mir nicht einmal mehr Zeit, ein Glas Wein zu trinken; ich eilte der langen Innbrücke zu, noch etliche Schritte, — und ich erblickte die lieben wohlbekannten Farben, unter denen ich, noch ein zarter Jüngling, dem Siege entgegen ging, ich stand auf konstitutioneller Erde.

O mein theurer Freund! der gemüthvolle Italiener Alfieri hat dennoch Recht:

„— Es ist kein leerer Schall
der Name Vaterland. Der edle Herzen
Wärmt und entzündet, wie ein himmlisch Feuer;
Umsonst sucht der Tyrann so hohe Liebe
Des Frevels anzuklagen, die Natur
Verwirft den falschen Spruch, und nennt sie Tugend.“

Sieben Jahre hatte ich mehr nicht auf dieser Erde gestanden, ich umfing sie, ich benetzte sie mit meinen heißen Thränen.

Meine literarischen Feinde haben der Welt so oft von meinem schwarzen Herzen vordeklamirt; mögen sie immerhin! wie Unrecht sie mir thun, wurde mir nie klarer, als in jenem Augenblicke, dort am Strande des länderscheidenden Inns.

VIII.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, mein theuerster K**l! entschuldige mich, ich war krank, in der That sehr krank.

Den ganzen Sommer habe ich in einer höchst romantischen Gegend, unweit Passau zugebracht. Man sollte glauben, es ließe sich

von einer Stadt, welche kaum 7000 Einwohner zählt, nicht viel Erhebliches sagen, und dennoch hatte ich über diese Stadt ein halbdutzend Bogen zusammengeschrieben. Ich wollte Dir diese Manuskripte senden, da wandelte mich plötzlich die seltsame Laune an, sie zu verbrennen, und ich weiß Dir nun nichts anders zu melden, als daß ich die Passauer unbeschreiblich lieb gewonnen habe. Es sind in der That edle, herrliche Menschen und alle Plagen der kleinen Stadt blieben ihnen fern; Du findest hier weder Herrenstolz, noch knechtische Kriecherei, nicht Klatschereien und keine Spur des unseligen Kleinlichkeitgeistes, dagegen einen so gediegenen, ächten Kunstsinn, wie Du ihn vielleicht kaum in mancher Hauptstadt antreffen möchtest. O warum kann ich den Rest meiner Tage nicht im Cyclus dieser hochherzigen guten Menschen hinbringen! allein das Schicksal ruft, — ich reise morgen ab.

Willst Du Dich vorerst über Passaus wirklich sehr interessante ältere Geschichte informiren, so lies:

„J. N. Buchingers Geschichte des Fürstenthums aus archivarischen Quellen bearbeitet. München 1810. 8. bei Storno."

Her. Jos. Lenz hat eine historisch-topographische Beschreibung Passaus in 2 Bänden, Passau bei Ambrosi 1818, geliefert.

Passau zeichnet sich überhaupt durch eine bedeutende Anzahl berühmter Gelehrten, Künstler und ausgezeichneter Dichter aus. Daher nun auch der Herr Professor und Doktor Durach zu Bamberg im Begriffe steht, ein passauer Gelehrten-Lexicon herauszugeben. Dieser Mann hat mich erst vor wenigen Tagen eingeladen, ihm zu diesem Behufe meine Selbstbiographie einzusenden, allein ich erwiederte ihm:

„O Herr! ich bin nicht würdig, in dein Reich einzugehen."

Denn wie dürfte ein literarischer Zugvogel meiner Art es auch wagen, sich in die hochgelehrte passauer Welt eindrängen zu wollen.

Du stelltest an mich in Deinem letzten Schreiben gar viele Fragen über den Stand der bairischen Literatur, über das eigenthüm-

liche Wesen der berühmten Constitution ꝛc. Wärst Du ein Narr, und wäre ich gescheid, so könnte ich erwiedern: ein Narr kann tausendmal mehr fragen als ein Weiser antworten. Nun aber muß ich Dich bitten, mir Zeit zu vergönnen, und so werde ich vielleicht Deine Neugierde dennoch befriedigen, denn ich liefere Dir wohl noch eher, als Du es erwarten möchtest, ein neues Tableau in unsere animalische Gallerie.

Cura ut valeas.

An meinen Freund, den königl. baiersch. Kämmerer und Postmeister zu Passau, Freiherrn von Leoprechting.

Zur Seite der alten römischen Wehre
Giebt Freundschaft dem Freunde schuldige Ehre;
Zum Schlusse ja werde noch angereiht
Dies Blättlein, dem wackern Freiherrn geweiht.

Im tiefen, im hoch romantischen Thale,
In deinem hell dunkeln, friedlichen Saale,
Ich schloß mit der Muse gerne mich ein,
Und Ruhe gab mir dein Garten allein.

Die plätschernde Quelle stört nicht die Stille,
Es hauchen in ihrer üppigsten Fülle
Die Blumen dem Sänger Wohlgeruch zu,
Ein lieber gastlicher Gärtner — bist du!

Erquickt durch des Lenzes liebliche Düfte,
Umsäuseln mich linde, kühlende Lüfte;
Hier dien' ich mit treuer, muthiger Brust,
Der göttlichen Wahrheit sinniger Lust.

Ein Kindlein, ein neues, hier ist's erstanden
Zu reisen nach allen teuton'schen Landen;
Empfangt es, Ihr Freunde! gütig mit Glimpf,
Es trotzet dem bösen, feindlichen Schimpf.

Doch, Trauter! in Deinem rosigen Garten
Darf Nachsicht mein Kindlein sicher erwarten,
Denn Flora, sie kennt nicht giftigen Hohn,
Sie spendet der Biene würzigen Lohn.

Epilog.

Wenn du, geneigter Leser! ein edles Roß, bedungenerweise, ohne Zeug und Sattel kauftest, so würdest du es dir dennoch gefallen lassen dürfen, daß der Verkäufer nichtsdestoweniger das Pferd dir nebst einem Leitzaume zuführen möchte. Aus solchem Grunde nun darf ich hoffen, daß du verschiedentliche Aufsätze in diesem Werke, welche meine literarischen Streitigkeiten und jene aus denselben hervorgehenden Verfolgungen betreffen, sollten dieselben dich auch weniger interessiren, dennoch nachsichtsvoll hinnehmen werdest; sie bilden den Zaum, der, mein geneigter Käufer! dir nimmermehr angerechnet werden soll.

Gerade indem ich den Meister Fuchs beendigte, erschien im Brockhausischen literarischen Conversations-Blatte Nr. 163 eine Kritik des Bocksprunges und der Licht- und Schattenseiten Berlins.

Verständige und geistreiche Männer zu Passau urtheilten: „Wahrlich Sie dürfen sich über diese Kritik im Brockhausischen Blatte nicht ärgern, denn es spricht sich hier die Parteilichkeit einmal zu deutlich aus, als daß dieselbe von irgend Jemanden nicht augenblicklich erkannt werden sollte, auch ist der Ton dieser Kritik so auffallend grob, pöbelhaft und schmählich, daß selbst der gemeinste unser hiesigen Sackelträger*) Bedenken tragen würde, sich auf solche Art zu äußern."

Wer Bücher schreibt, muß deren Kritik sich gefallen lassen, allein wenn man, so wie meine

*) So werden in Passau die Lastträger genannt.

Person, von einem anonymen kritischen — — feindlich angefallen, wenn man vor ganz Deutschland wie ein Scheusal dargestellt wird, wenn man seine bürgerliche Ehre angegriffen sieht, so fordern Pflicht und Ehre gerade zur nachdrücklichen Vertheidigung auf.

Um dich, mein unparteiisches Publikum! in den Stand zu setzen, klar zu durchschauen, wie meine Worte verdreht werden, und auf welche Art und Weise eine Kritik, welche diesen Namen nimmermehr verdient, gegen mich verfährt, muß ich vorerst eine kleine Stelle aus dem Bocksprunge hier abdrucken lassen; sie lautet also:

„Die böse Welt zu Dresden nannte eine vornehme, eine sehr vornehme Dame des Hofes, als Verfasserin und Anbläserin des Feuers im Walde (ein zu Dresden aufgeführtes neues Schauspiel führt diesen Titel); man that dieser Dame in der That Unrecht;

Herr Fr. v. Heiden (der Verfasser) lebt, er lebt wirklich der große Dichter und das glückliche Meklenburg nennt ihn sein Kind."

Diese Stelle nun kritisirt das lit. Conversationsblatt mit folgenden Worten:

„Hr. v. Sch. schließt seinen dresdner Besuch mit der zwiefachen (zweifachen) Insolenz, einer sehr vornehmen, und was noch mehr sagen will, in jedem Sinn höchst talentvollen und allgemein verehrten Dame, bei Gelegenheit des Feuers im Walde, welches Stück in Dresden mißfiel, zu erwähnen, mit der Bemerkung, daß die böse Welt sie für die Verfasserin gehalten; und auf den Dichter Friedrich von Heiden, dessen Name vorgedruckt ist, so wie über dessen Vaterland Meklenburg mit seinem gewöhnlichen Geifer loszufahren."

In Dresden leben viele sehr vornehme Damen, genannt wurde von mir

keine, allein sollten alle jene vornehme Damen insgesammt es wohl übel nehmen können, wenn man versichert, es habe ein durchgefallenes Bühnenstück keine aus ihrer Mitte verfaßt? Der Rec., welcher ohne allen Zweifel in Dresden domicilirt, errieth die gemeinte Dame, und karakterisirte sie in der That weit treffender und richtiger als ich; allein gerade dieser Umstand belegt, daß das angeregte Gerücht wirklich bestanden, und nicht von mir erfunden worden ist. — Noch aber frage ich, ob ein Dichter und ein Land mit Geifer bedeckt sind, wenn man jenen groß, dieses aber glücklich nennt? — Ein Danaidengeschäft wäre es fürwahr, wollte ich alle in Nro. 163 des Convers. Blattes gegen mich und meine Muse auf dem Raume von vier Spaltzeilen enthaltenen Verläumdungen, Schändlichkeiten und Schmähungen hier erläutern; ich begnüge mich, den Leser auf den Schandartikel selbst zu verweisen, sehe mich

aber, nach reiflicher Ueberlegung, zu folgender feierlichen Erklärung nothgedrungen:

„Der anonyme Verfasser des erwähnten Schandartikels ist ein boshafter Verläumder; ich fordere ihn hiermit auf, sich zu nennen und werde sofort diesen meinen aufgestellten Satz gerichtlich und außergerichtlich ferner behaupten, belegen und vertreten.“

Der Redakteur des Convers. Blattes fügt jenem Schandartikel eine Bemerkung bei, welche also anhebt:

„Ob die noch so gerecht und glücklich geführten Waffen der Kritik bei denen, welche an den Schadenschen Produkten einmal Geschmack finden, etwas ausrichten werden? Je mehr man dieses bezweifeln muß *), je mehr

*) Man sollte darauf wetten, es käme diese Bemerkung aus der Feder eines Buchhändlers; denn diese

muß man wünschen, daß Waffen wirksamer Art, die der Censur, dagegen in Anwendung kommen möchten u. s. w."

Hat keine Noth; solange das Convers. Blatt und Schriften, wie Casanovas Memoiren, das Imprimatur erlangen, wird es gewiß meinen Produkten kein rechtlicher Censor versagen können, allein wie ein solcher die schändlichsten Ausfälle auf die Individualität des Schriftstellers und gemeine unbelegte Injurien stehen lassen konnte, dieses muß mit Recht Verwunderung erregen.

Man eifert und zwar mit Recht — die marchands d'esprit schreien gerade am lautesten — über den schändlichen Nachdruck, allein es ist noch die Frage, ob ein Nachdrucker oder aber ein literarischer Verläumder oder dessen Unterstützer ein schlechterer Mensch

---

Herren allein wissen mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen, wie es mit dem Absatze auch fremder Verlagsartikel beschaffen ist.

sei??? — — Gerade solcher Burschen Müh' ist, daß sie richten — um auch den Calderon zu citiren — Andrer Müh' stets zu Grunde! — Man lasse die Clique gewähren, bis jetzt Gott-lob! haben sie an mir Alles Mühen frucht-los verschwendet.



Deßau, gedruckt bei C. Schlieder.

